



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 1 January 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, January 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

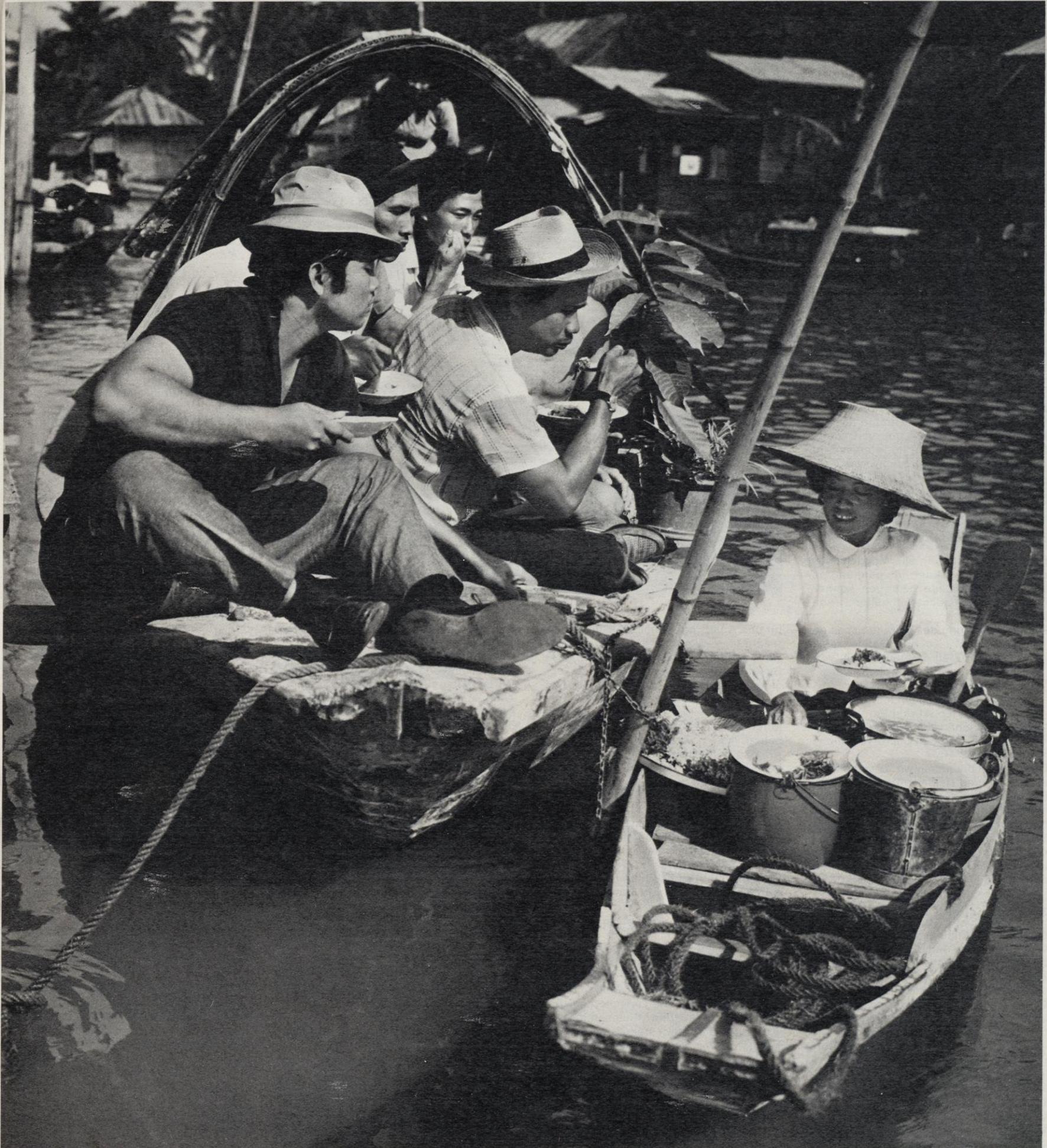
When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

1

Köln, 15. Januar 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Schwimmende Küche in Thailand Foto: Bavaria



Erklärung des Deutschen Gewerkschaftsbundes an die neue Bundesregierung

Die neue Bundesregierung steht zu Beginn ihrer Tätigkeit vor einer Fülle ungelöster Aufgaben und schwerwiegender Probleme. Das gilt sowohl für die internationalen Beziehungen der Bundesrepublik als auch für ihre innenpolitische Situation.

Die deutschen Gewerkschaften sind davon überzeugt, daß diese Probleme nur gelöst werden können, wenn die freiheitlich-demokratische Grundordnung in der Bundesrepublik auf allen Gebieten gefestigt und fortwährend mit Leben erfüllt wird.

Seit dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes sind für unsere Tätigkeit diese Grundsätze maßgebend:

Die deutschen Gewerkschaften bekennen sich zu der freiheitlich-demokratischen Ordnung, wie sie im Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland postuliert wurde.

Die deutschen Gewerkschaften sind bereit, in dieser freiheitlich-demokratischen Ordnung Verantwortung zu tragen für alle Arbeitnehmer und für das ganze Gemeinwesen.

Die deutschen Gewerkschaften sind bereit zur Zusammenarbeit mit allen Kräften unseres Volkes, die sich zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung bekennen.

Wir sind auch weiterhin bereit, nach diesen Grundsätzen an der Gestaltung des demokratischen und sozialen Rechtsstaates mitzuwirken. Wir erwarten, daß in Zukunft diese Bereitschaft der Gewerkschaften von der Bundesregierung zur Grundlage einer engen und vertrauensvollen Zusammenarbeit im Interesse unseres ganzen Volkes gemacht wird.

Wir bitten, die folgenden Anregungen und Vorschläge als einen ersten Beitrag für diese Zusammenarbeit anzusehen.

Zur internationalen Politik

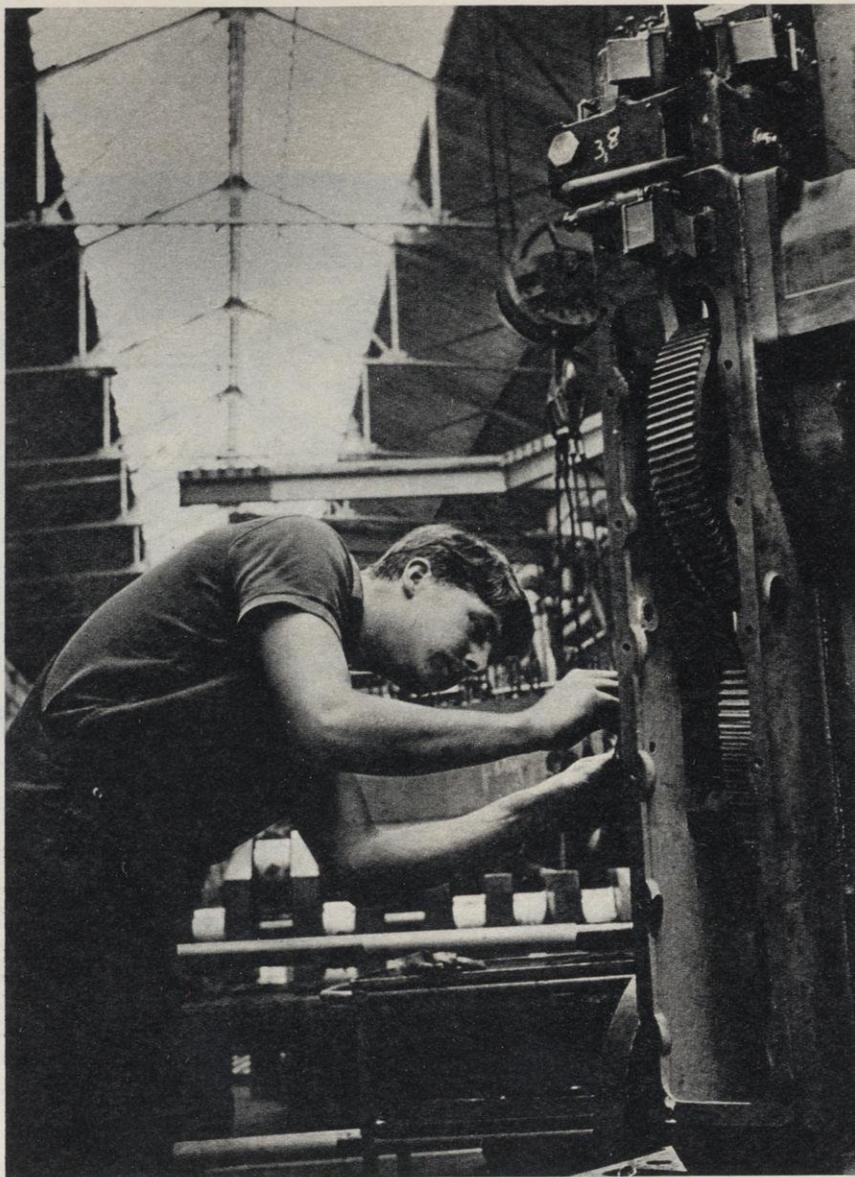
Seit jeher fordern wir, alle Möglichkeiten zu nutzen, die zu einer Entspannung der internationalen Lage beitragen können. Für besonders bedeutsam halten wir dabei:

- die Überprüfung des Verhältnisses der Bundesrepublik zu den Ostblockstaaten mit dem Ziel, die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen zu verstärken;
- die aktive Förderung einer internationalen kontrollierten Abrüstung;
- den Verzicht der Bundesrepublik Deutschland auf den Besitz von atomaren Waffen.

Darüber hinaus halten wir für unerlässlich eine aktive und zielbewußte Europa-Politik, die der wirtschaftlichen und politischen Einigung der demokratischen Staaten Europas dient und ein vereintes Europa zu einer Brücke zwischen den noch bestehenden Blöcken und damit zu einer verlässlichen Stütze des Friedens macht.

Zur Innenpolitik

Das innenpolitische Ziel muß die Verwirklichung des demokratischen und sozialen Rechtsstaates sein. Je näher wir diesem Ziel kommen, um so mehr sichern wir unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung gegen undemokratische und reaktionäre Bestrebungen. Die aktive Teilnahme des Staatsbürgers an der Gestaltung der demokratischen Ordnung in allen Bereichen ist für die Weiterentwicklung unseres Staates unerlässlich. Das persönliche Engagement des Staatsbürgers für die Demokratie zu fördern und das demokratische Bewußtsein aller Gruppen unseres Volkes zu stärken, ist



für uns Anlaß, die Möglichkeit, die Grundrechte im demokratischen Sinne zu nutzen, uneingeschränkt zu erhalten, der Beeinträchtigung der Grundrechte entgegenzutreten und deshalb eine Notstandsgesetzgebung abzulehnen. Unsere freiheitlich-demokratische Ordnung muß durch unnachsichtiges Vorgehen gegen alle antidemokratischen Kräfte gesichert werden. Es darf nicht zugelassen werden, daß die Freiheit aller in Gefahr gerät, weil die Gegner der Demokratie die Freiheit mißbrauchen.

Aus diesen grundsätzlichen Erwägungen ergeben sich Folgerungen für eine Anzahl wesentlicher Bereiche. Von den zahlreichen Einzelfragen, die Gegenstand gemeinsamer Überlegungen sein sollten, werden hier nur wenige herausgegriffen.

Wirtschafts- und Finanzpolitik

Neben die seit Jahren bestehende Sorge über die anhaltenden Preissteigerungen tritt in zunehmendem Maße die Sorge um das wirtschaftliche Wachstum und um den Arbeitsplatz. Die Unsicherheit über die wirtschafts- und finanzpolitischen Absichten der Bundesregierung muß beseitigt werden. Die vor allem durch die Restriktionspolitik der Deutschen Bundesbank betriebene Drosselung der Wirtschaftstätigkeit in der Bundesrepublik muß unverzüglich beendet werden. Ihre Fortsetzung müßte wirtschaftliche und soziale Gefahren heraufbeschwören und

würde politisch radikalen Kräften Vorschub leisten.

Die neue Bundesregierung muß mit einer vorausschauenden und koordinierten Wirtschaftspolitik an die Lösung der Aufgaben gehen, die unserer Volkswirtschaft durch die strukturellen Wandlungen gestellt sind.

Im Bereich der Finanzpolitik müssen die Folgen einer langjährigen verfehlten Steuer- und Subventionspolitik beseitigt werden. Dabei wird die neue Bundesregierung vor allem jene Gruppen in Anspruch nehmen müssen, die über viele Jahre hinweg die Vorteile der Steuer- und Subventionspolitik der bisherigen Bundesregierungen genossen haben. In diesem Zusammenhang legen wir Wert darauf, festzustellen:

Die Arbeitnehmer haben immer wieder bewiesen, daß sie bereit sind, zu der Erfüllung der Aufgaben unserer Gesellschaft ihren Beitrag zu leisten. Unabdingbare Voraussetzung dafür ist jedoch, daß die Arbeitnehmer im Verhältnis zu den anderen Einkommensbeziehern gerecht und ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend besteuert werden.

Einkommens- und Vermögenspolitik

Der Umfang der Beteiligung der Arbeitnehmer am Ergebnis der wirtschaftlichen Tätigkeit ist ein wesentlicher Maßstab für soziale Gerechtigkeit. Eine dauernde Benachteiligung der Arbeitnehmer gefährdet das Vertrauen in die gerechte Ord-

nung des sozialen Rechtsstaates. Die neue Bundesregierung muß deshalb die Vermögensbildung der Arbeitnehmer in wirksamer Weise fördern.

Die Tarifautonomie der Tarifvertragsparteien muß in vollem Umfange gewahrt bleiben.

Sozialpolitik

In der Sozialpolitik zeigt sich die gesellschaftspolitische Wertung, die die Arbeitnehmerschaft erfährt, besonders deutlich. Sie muß deshalb von dem Grundsatz der vollen und gleichberechtigten Anerkennung aller Arbeitnehmer im Verhältnis zu den anderen Gruppen der Gesellschaft ausgehen und die soziale Sicherheit gewährleisten.

Mitbestimmung

Die wirtschaftliche Mitbestimmung der Arbeitnehmer ist eine der Grundlagen einer freiheitlichen und sozialen Gesellschaftsordnung. Man kann die Arbeitnehmer nicht aus der gleichberechtigten demokratischen Mitwirkung und Mitverantwortung im wirtschaftlichen Bereich ausschließen, ohne auf die Dauer die innere Festigkeit unserer gesamten demokratischen Ordnung fragwürdig zu machen. Die Bundesregierung muß deshalb die seit vielen Jahren in der Montan-Industrie bewährte qualifizierte Mitbestimmung durch gesetzliche Regelung bei den großen Kapitalgesellschaften der übrigen Wirtschaftszweige einführen.

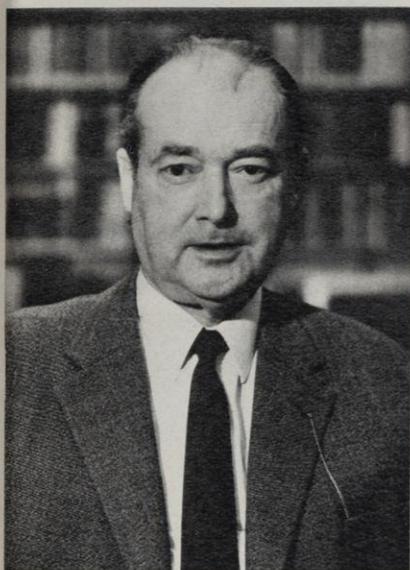
Bildung und Erziehung

Unsere Gesellschaft bedarf zu ihrem Bestehen und ihrer gedeihlichen Weiterentwicklung dringend einer besseren Bildung für alle. Das gilt für das allgemeine Bildungswesen ebenso wie für die berufliche Aus- und Fortbildung. Alle Arbeitnehmer müssen endlich gleiche Bildungschancen ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse erhalten. Auf allen Ebenen des Schul- und Bildungswesens muß der staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung das Gewicht beigemessen werden, das ihr wegen ihrer Bedeutung für unsere Demokratie zukommt.

Foto: Udo Hoffmann

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Politische Jugend bekämpft Nationalismus und Rechtsradikalismus



Wilhelm Biedorf, Geschäftsführer des Bund-Verlages, wurde am 5. Januar 60 Jahre. Er hat den Verlag des Deutschen Gewerkschaftsbundes zu einem Unternehmen entwickelt, das seinen Aufgaben, in Büchern und Zeitschriften gründliche Informationen über gewerkschaftliche Fragen zu geben, auch unter kaufmännischen Gesichtspunkten mit Erfolg gerecht wird. Elf Zeitschriften gibt der Verlag heute heraus. Zahlreiche wissenschaftliche Werke, darunter bedeutende volkswirtschaftliche und soziologische Veröffentlichungen des Auslandes in deutschen Übersetzungen, begründen das Renommee des Bund-Verlages an Hochschulen und in der wirtschaftlichen und sozialen Praxis. Bewährt hat sich die Einrichtung eigener Buchhandlungen in mehreren westdeutschen Großstädten.

Von 1924 bis 1930 als Industriekaufmann und zugleich ehrenamtlich für die Gewerkschaften tätig, arbeitete Biedorf ab 1930 hauptamtlich im „Zentralverband der Angestellten“. Er war zunächst bis 1933 Bezirkssekretär der ZdA-Bezirksgruppe Bergisches Land in Wuppertal. Selbstverständlich wurde er von den Nazis wegen „staatsfeindlicher Einstellung“ entlassen. Im Dritten Reich Versicherungskaufmann, Soldat, britische Kriegsgefangenschaft. Sofort nach seiner Rückkehr wirkte er am Aufbau der neuen deutschen Gewerkschaftsbewegung mit: als Ortsausschußsekretär in Wuppertal, anschließend bis 1950 im Angestelltensekretariat des DGB in Düsseldorf, dann als Redakteur der DGB-Angestelltenzeitschrift „Wirtschaft und Wissen“. Im Jahre 1952 wurde er zum Verlagsleiter des Bund-Verlages berufen.

Allen Lesern
und Freunden
wünschen ein gutes
neues Jahr

Geschäftsleitung
und Redaktion

„Seit zwei Jahrzehnten lähmen der Ungeist der Unterwerfung und die Anerkennung einer Kollektivschuld die deutsche Politik . . . Es kann nicht länger geduldet werden, daß eine gewissenlose Clique unsere nationalen, moralischen und sittlichen Werte systematisch unterhöhlt und verächtlich macht.“ (Auszug aus dem sog. „Manifest der NPD“.)

„Was wir heute an Reaktion in der Öffentlichkeit zugunsten der NPD erleben, das ist die Antwort auf die jahrelange Verhöhnung und Verspottung der Bundesrepublik, die Antwort auf die jahrelange Methode, alles was deutsch ist und was national heißt, in den Dreck zu ziehen.“ (Franz Josef Strauß in einem Telefon-Interview mit dem Bayrischen Rundfunk am 20. November 1966.)

Diese beiden Zitate stimmen in erschreckender Weise nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Diktion überein. Die Aussage des CSU-Vorsitzenden verdeutlicht außerdem, wie er sich als führender Politiker, der trotz einer ihn nicht dazu qualifizierenden Vergangenheit inzwischen wieder Ministerwürden erlangen konnte, die Auseinandersetzung mit der NPD und dem Rechtsradikalismus vorstellt. Er möchte sie rechts überholen und scheut sich dabei nicht, ihre „Argumente“ und ihre Sprache zu übernehmen.

Das ist eine besonders gefährliche Form des sogenannten „Prominenten-Nationalismus“, mit dem sich Dr. Giesecke auf der 33. Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes Mitte November in Bremen auseinandersetzte. Diese Veranstaltung stand unter dem Leitthema: „Braucht die deutsche Jugend Nationalgefühl?“ Der Referent wies darauf hin, daß in der Bundesrepublik Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg der Ruf nach Wiedererweckung des Nationalen lange Zeit den Rechtsradikalen vorbehalten blieb.

Erst etwa seit dem Bau der Berliner Mauer beschäftigen sich auch führende Politiker aller Parteien, Publizisten und Wissenschaftler wieder ernsthaft mit dieser Frage. Dr. Giesecke betonte, daß durch diese Prominenten der Nationalismus in unserem Lande wieder hoffähig geworden sei. Wenn die meisten auch aus durchaus ehrenwerten Motiven gehandelt hätten, so könne sich der „Prominenten-Nationalismus“ unter Umständen doch zur gefährlichsten Bedrohung unseres demokratischen Staates seit seiner Geburt auswachsen, gerade weil er nicht in der Form der jedermann erkennbaren Rechtsradikalität aufträte.

Zur konkreten Frage des Verhältnisses der Jugend zum Nationalgefühl stellte Dr. Giesecke unmißverständlich fest: „Weder im politischen noch im psychologischen oder metaphysisch-religiösen Sinne braucht unsere Jugend ein Nationalgefühl.“ Er empfahl, immer wieder zu fragen, wem nützt es und was kann es im Hinblick auf die Lösung wichtiger politischer Probleme bessern. Dann würde sehr schnell klar werden, daß mit der Wiedererweckung des Nationalgefühls lediglich „eine geschichtliche Leiche gesundgebetet“ werden solle. An seine Stelle müsse ein neues Staatsbewußtsein treten.

Keiner der Delegierten der Vollversammlung widersprach den grundsätzlichen Feststellungen des Referenten. Das bedeutet, daß der Deutsche Bundesjugendring, der immerhin als Repräsentant von etwa sieben Millionen Jugendlichen aufzutreten kann, einmütig der Auffassung ist,



„Das Gespenst“. Die Lithographie wurde dem Kritischen Kalender 1967 von A. Paul Weber entnommen. Der Kalender ist beim Buchhandel erhältlich. Er enthält neben 27 Lithographien eine Reihe zeitkritischer Betrachtungen.

daß die deutsche Jugend kein Nationalgefühl braucht und will. Diesem Bekenntnis kommt gerade in der aktuellen politischen Situation wichtige Bedeutung zu. Nach meiner Auffassung verdient aber schon allein die Tatsache, daß der Bundesjugendring dieses spezielle Thema überhaupt auf seine Tagesordnung setzte, besondere Beachtung. Auch der DGB-Bundesjugendausschuß stellte seine diesjährige zentrale Arbeitstagung, die Ende November im Haus der Gewerkschaftsjugend in Oberursel stattfand, bewußt unter das Thema: „Nationalismus in Deutschland“.

Die Teilnehmer beschäftigten sich mehrere Tage gründlich mit historischen Erfahrungen und aktuellen Gefahren des Nationalismus und Rechtsradikalismus in Deutschland. Die Gewerkschaftsjugend hat beschlossen, durch verstärkte politische Aufklärungs- und Bildungsarbeit, die in Foren und Arbeitstagungen geleistet werden soll, auf das Abschneiden der NPD bei den letzten Wahlen zu reagieren. Nach Zeitungsberichten haben sich viele Tausende junger Menschen an Demonstrationen und Schweigemärschen gegen die NPD, z. B. in München, Darmstadt, Berlin und Köln, beteiligt.

Alle diese Aktionen dokumentieren, daß zumindest die politisch-engagierte Ju-

gend in unserem Lande gegenüber den Gefahren des Rechtsradikalismus wachsam ist und sich zur Wehr setzt. Auch das gehört Gott sei Dank zur politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit in der Bundesrepublik und sollte insbesondere vom Ausland, das verständlicherweise besorgt und kritisch auf das Aufkommen der Rechtsradikalen reagiert hat, nicht übersehen und unterschätzt werden.

Den Rechtsradikalismus werden wir auf Sicht nur dann mit Erfolg bekämpfen können, wenn im Bewußtsein der jungen Generation die parlamentarische Demokratie an Attraktivität und die demokratischen Parteien an Überzeugungskraft wesentlich gewinnen. Auch unter diesem Gesichtswinkel muß man die neueste Entwicklung in Bonn werten. Die große Koalition birgt die Gefahr einer Aushöhlung der parlamentarischen Demokratie in sich. Unabhängig von möglichen Erfolgen steht fest, daß diese Parteienverbindung auf gar keinen Fall dazu geeignet ist, möglichst viele junge Menschen an der Auseinandersetzung mit politischen Fragen zu interessieren und an ihre staatsbürgerliche Verantwortung heranzuführen. Können wir uns das in einer Zeit, in der die radikalen Rattenfänger wieder unterwegs sind, eigentlich leisten?

Christian Götz



Foto: Hans Rudolf

Ein Notstand, über den man nicht spricht

Es gibt einen Notstand, über den in der Bundesrepublik zur Zeit gern und viel diskutiert wird. Das ist der angenommene Notstand. Für ihn liegen Schubladengesetze bereit, er wurde unlängst im Eifelbunker durchexerziert, und die Fotos von den Notstands-Regierern und Notstands-Parlamentariern gingen durch die Illustrierten.

Dann gibt es noch den umstrittenen Notstand. Das ist der Bildungsnotstand. Umstritten ist, ob er wirklich existiert oder nur von bösen Leuten, die gern das eigene Nest beschmutzen, behauptet wird. Vor einiger Zeit schien es so, als seien viele Menschen von der Existenz dieses Notstandes überzeugt. Da wurde laut und nicht ohne Erregung über den Bildungsnotstand geredet. Neuerdings scheint es zum guten Ton zu gehören, ihn zu bestreiten. Kluge Leute und solche, die sich dafür halten, versichern uns, das mit dem Bildungsnotstand sei eine schreckliche Übertreibung. Es sei allenfalls berechtigt, von einigen Anpassungsschwierigkeiten zu sprechen, hervorgerufen durch die stürmische, „uns davaloppierende“ Entwicklung unserer

Gesellschaft. Nun kann man über Begriffe streiten, nicht aber über Tatsachen. Tatsachen findet man beispielsweise in den statistischen Veröffentlichungen über unser Bildungswesen. Aber wer liest schon so etwas, wer beschäftigt sich gern mit nüchternen, langweiligen Zahlen?

Nüchtern sind die Zahlen der Bildungsstatistik sicherlich. Langweilig sind sie nicht. Bedenkt man, was sie aussagen, kann man über manche sogar erschrecken. Zum Beispiel über die Zahlen, die von den Statistischen Ämtern unserer Bundesländer regelmäßig über die Berufsschulen veröffentlicht werden. Über Berufsschulen? Aber um Gottes willen, wen soll denn das interessieren? Wenn es sich noch um Abiturienten, um Universitäten handelte! Aber Berufsschulen! --- das sind doch die Schulen, in die man - Gott sei's geklagt - jede Woche die Lehrlinge schicken muß. Und die Lehrlinge, die an dem Tag dann keinen Kaffee holen können, und sogar die Hausgehilfinnen, soweit sie noch nicht 18 sind. In diesen Schulen wird doch sowieso nichts gelernt, da machen doch

nur Halbstarke und Teenager, die sich langweilen, den Lehrern das Leben schwer.

Es muß daran liegen, daß die Berufsschule von allzu vielen Menschen heute noch so oder so ähnlich gesehen wird, daß man sie meistens ausklammert, wenn die Rede auf Notstände und Mißstände im Bildungswesen kommt. Und darum konnte es geschehen, daß fast unbemerkt von der Öffentlichkeit die Entwicklung hier munter rückwärtsging. Schon Mitte der zwanziger Jahre - also vor 40 Jahren - hatten sehr viele Berufsschulklassen in städtischen und in ausgebauten Kreisberufsschulen wöchentlich acht Stunden Unterricht. Dabei sind wir, wenn man von zwei oder drei fortschrittlichen Ländern absieht, stehengeblieben. Das amtliche Soll liegt im Schnitt auch heute noch bei acht Wochenstunden. In Bayern und Rheinland-Pfalz ist in diesen acht Stunden auch eine Stunde Religionsunterricht enthalten; in den anderen Ländern kommt sie als neunte Stunde hinzu. Diese neunte, Religionsstunde, ist im größten Teil der Bundesrepublik der einzige Fortschritt

seit 40 Jahren. Aber auch der steht nur auf dem Papier der Verordnungsblätter der Kultusministerien. In Wirklichkeit wird die Norm, die man schon vor Jahrzehnten für unerlässlich hielt, von einem großen Teil der Berufsschulen auch heute nicht erreicht. Wie viele darunterbleiben, geht aus nachstehender Übersicht hervor, die der Untersuchung über das berufliche Schulwesen im Septemberheft der Zeitschrift „Berufliche Bildung“ entnommen ist.

Nordrhein-Westfalen

Bei einem Teil der Klassen, die unter acht Stunden bleiben, handelt es sich um Abschlußklassen, in denen Schüler sitzen, die bereits drei Berufsschuljahre hinter sich haben, aber noch zur Berufsschule gehen, weil ihre Lehrzeit noch nicht abgeschlossen ist. In diesen Klassen wird dann nur Fachunterricht erteilt, die allgemeinbildenden Fächer - Staatsbürgerkunde, Deutsch - fallen weg. Berücksichtigt man das, dann kann man sagen, daß in den Stadtstaaten Berlin und Hamburg es keine Normalklassen

Bundesland	Berufsschul- klassen Schuljahr 1964/65	davon hatten 8 Wochen- stunden ohne Rel.-Unterr. 1964/65	
		1964/65	1960/61
Baden-Württemberg	9 982	54 v. H.	60,39 v. H.
Bayern	12 013	57,5 v. H.	62,83 v. H.
Berlin	1 778	93,8 v. H.	95,81 v. H.
Bremen	1 161	57,0 v. H.	73,84 v. H.
Hamburg	2 266	86,0 v. H.	90,52 v. H.
Hessen	5 933	54,2 v. H.	61,45 v. H.
Niedersachsen	7 738	55,0 v. H.	39,27 v. H.
Nordrhein-Westfalen	22 634	21,8 v. H.	42,40 v. H.
Rheinland-Pfalz	5 243	13,5 v. H.	5,85 v. H.
Saarland	1 241	67,5 v. H.	64,41 v. H.
Schleswig-Holstein	3 392	17,0 v. H. *	16,05 v. H.

* In Schleswig-Holstein haben die Berufsschulklassen alle 4 Wochen eine Stunde Religion; die Unterrichtsversorgung ist also besser, als es in der Prozentzahl zum Ausdruck kommt.

gibt, die nicht wenigstens acht Stunden Unterricht in der Woche haben. Weniger erfreulich ist das Bild, das die Flächenstaaten bieten. Am schlimmsten steht es hier bei den größten. Im größten und volkreichsten Bundesland, in Nordrhein-Westfalen, wurde nur in rund einem Fünftel aller Berufsschulklassen die Zahl von acht Wochenstunden erreicht. Und gerade dieses Land hätte allen Grund, seinen Berufsschülern einen guten Unterricht zuteil werden zu lassen, denn seine Volksschulen sind zum großen Teil unzulänglich gegliedert und darum weniger leistungsfähig. Nur ein Fünftel der Volksschulen Nordrhein-Westfalens war 1965 voll ausgebaut; rund 10 v.H. waren ein-klassig, 25 v.H. hatten nur zwei bis drei Klassen. Wie soll aber die Berufsschule ausgleichen, was die Volksschule nicht leisten konnte, wenn sie zu wenig Lehrer hat und ihren Unterricht darum beschneiden muß?

Von den gewerblichen Fachklassen – also den Klassen, in denen Elektriker, Kraftfahrzeugmechaniker, Werkzeug-schlosser, Bauhandwerker und andere Berufe unterrichtet werden – hatten im Schuljahr 1964/65 in Nordrhein-Westfalen 20,5 v.H., also mehr als ein Fünftel, nur fünf und weniger Stunden wöchentlich Unterricht. Von den kaufmännischen Klassen kamen gar 48,5 v.H. – das ist fast die Hälfte – nur auf fünf und weniger Wochenstunden. Auf die Gesamtzahl der Klassen bezogen, erhielten 28,8 v.H. aller Klassen die Minimalration von fünf und weniger Wochenstunden, und das in einem hochindustrialisierten Land in einer Zeit, wo alle Welt von der Verwissenschaftlichung der Produktion, von der Notwendigkeit einer technischen und naturwissenschaftlichen Grundbildung, von der Kompliziertheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse spricht!

Rheinland-Pfalz

Ähnlich im argen liegen die Berufsschulverhältnisse nur noch in Rheinland-Pfalz. Auch hier haben 27 v. H. aller Berufsschulklassen mit 28 v.H. aller Berufsschüler im Schuljahr 1964/65 nur fünf und weniger Stunden Unterricht in der Woche erhalten. Und auch in diesem Land gibt es zahlreiche ungegliederte und wenig gegliederte Volksschulen. Immerhin kann es noch den mildernden Umstand geltend machen, daß es ein stark agrarisches Land ist und daß sich die Einsicht, die Zeit, wo die dümmsten Bauern die größten Kartoffeln hatten, sei nachgerade vorbei, bei uns erst relativ spät durchgesetzt hat.

Wenn es in den anderen Bundesländern auch nicht ganz so schlimm ist, so ist es immer noch schlimm genug. Oder soll man das etwa als erfreulich bezeichnen, daß im Schuljahr 1964/65 nur in drei Bundesländern wenigstens zwei Drittel aller Berufsschulklassen die seit Jahrzehnten bestehende Norm von acht Wochenstunden erreichten oder überschritten? Seit Jahren fordern die Gewerkschaften, fordern fortschrittliche Berufspädagogen 12 Stunden Unterricht in der Woche. Sie begründen das mit den zunehmenden Ansprüchen an das theoretische Verständnis, mit dem wachsenden Zwang, abstrakt zu denken, die Symbolsprache der Mathematik zu verstehen, die Mutter-

sprache zu beherrschen. Und was geschieht in der Praxis? Die Zahl der Wochenstunden stagniert oder geht zurück. Errechnet man aus den Prozentzahlen der obenstehenden Tabelle den Bundesdurchschnitt, dann ergibt sich für 1960/61 der Durchschnittswert von 55,7, für 1964/65 der von 52,5 v.H. Wer hier noch von Anpassungsschwierigkeiten spricht, verniedlicht. Das wäre allenfalls gerechtfertigt, wenn sich wenigstens ein Fortschritt zeigte, der erkennen ließe, daß man sich immerhin um die Anpassung bemüht. Hier aber geht die Entwicklung nach unten.

Die deutsche Berufsausbildung gelte bei anderen Völkern als vorbildlich, hat vor nicht langer Zeit ein Bundesminister im Bundestag gesagt. Vorsichtshalber hat er verschwiegen, wer die anderen Völker sind. Wir haben in der Berufsausbildung das sogenannte duale System, also ein System, wo zwei, der Ausbildungsbetrieb und die Berufsschule, zusammenarbeiten. Grob vereinfachend gesagt, leistet der Betrieb die praktische, die Schule die theoretische Ausbildung. Nun ist nach übereinstimmendem Urteil der Fachleute, auch der aus der betrieblichen Ausbildung, der Anspruch auf der Seite des Theoretischen in den letzten Jahrzehnten ständig gewachsen. Kann man noch von einem funktionierenden System sprechen, wenn zur selben Zeit die der Berufsschule zur Verfügung stehende Unterrichtszeit reduziert wird?

Aber es geht nicht nur um die Berufsausbildung. Es geht um mehr. Die Berufsschule soll den jungen Menschen, die durch sie hindurchgehen, soll den künftigen Staatsbürgern das geben, was ihnen die allgemeinbildende Schule, die der größere Teil von ihnen zu früh verlassen mußte, nicht mitgeben konnte. Wie soll sie das bei fünf, bei sechs oder selbst bei acht Unterrichtsstunden in der Woche zuwege bringen? Was fällt denn weg, wenn die Zeit nicht reicht? Doch zuerst das, was in der Lehrabschlussprüfung nicht gebraucht wird, die politische und die menschliche Bildung. Es ist geradezu Hohn, angesichts der mit Zahlen belegten Fakten in einem Zweig unseres Bildungswesens, der dem überwiegenden Teil aller Jugendlichen die letzte Bildungschance bietet, von der Gleichheit der Chancen zu reden. Wo junge Menschen, die schon in der Volksschule nur unzulänglich für das Leben ausgestattet wurden, nur einen kümmerlichen zureichenden Berufsschulunterricht erhalten, kann nur von einem offenbaren Bildungsunrecht gesprochen werden. Die Leidtragenden sind die jungen Menschen. Sie sind es morgen, wenn sie mit den Ansprüchen des Berufslebens nicht fertig werden, wenn sie die bitteren Erfahrungen bei Umstellungen und Umschulungen machen müssen. Darüber hinaus geht uns das alle an. Denn, was hier versäumt wird, das wird versäumt an der Sicherung unserer politischen Ordnung, unserer wirtschaftlichen Existenz. Über die Notstände an unseren Berufsschulen muß gesprochen werden. Sie sind um nichts weniger wichtig, als die an unseren Hochschulen. Es ist die überwiegende Mehrheit unserer Jugend, die davon betroffen wird.

- n

Lohn und Urlaub abgezogen

Ein minderjähriger Arbeitnehmer war mit Ermächtigung seiner Eltern seit dem 1. April 1964 als Wagenpfleger bei einem Arbeitgeber tätig. Das Arbeitsverhältnis endete durch Kündigung des Arbeitnehmers am 24. Mai 1965. Bei den Lohnabrechnungen im Monat Mai behielt der Arbeitgeber jeweils Teilbeträge, insgesamt einen Betrag von 154,50 DM vom Lohn ein, mit der Begründung, der Arbeitnehmer habe unberechtigt betriebseigene Materialien für sich verwendet und Fahrzeuge des Arbeitgebers beschädigt, wodurch erhebliche finanzielle Schäden eingetreten wären. Schließlich seien die vom Arbeitnehmer geltend gemachten acht Jugendurlaubstage verfallen.

Der hiergegen gerichteten Klage des minderjährigen Arbeitnehmers gab das Landesarbeitsgericht Düsseldorf am 17. Dezember 1965 – 9 (7) Sa. 624/65 – rechtskräftig statt.

Für die Schadenersatzansprüche aus angeblich unerlaubtem Benutzen von Kraftwagen des Betriebes habe der Arbeitgeber keinen Beweis erbracht. Der hierfür benannte Zeuge habe in dieser Hinsicht nichts aussagen können. Er hätte

allerdings bekundet, daß der Arbeitnehmer wiederholt vom Arbeitgeber den Auftrag bekommen habe, Wagen des Betriebes über die Straße zu einer gegenüberliegenden Tankstelle zu fahren und wieder zurückzubringen; hierbei seien wiederholt Beschädigungen entstanden, und zwar nicht nur bei dem minderjährigen Arbeitnehmer, sondern auch bei anderen Fahrern, weil die Einfahrt im beklagten Betrieb so eng wäre. Diese Schäden aber habe der Arbeitgeber allein zu vertreten. Denn er hätte gewußt, daß der Arbeitnehmer damals erst 17 Jahre alt und nicht im Besitz eines Führerscheins gewesen sei. Wenn der Arbeitgeber die ausgeführten kleinen Fahrten über die Straße dennoch angeordnet habe, so könne er dem Arbeitnehmer keine schuldhaftige Vertragsverletzung vorwerfen. Abgesehen davon handele es sich um gefahrensgeeignete Arbeiten, für die hier nur bei grober Fahrlässigkeit gehaftet würde. Die Entwendung von betriebseigenem Material sei nicht bewiesen worden. Nach alledem habe der Arbeitgeber unberechtigt Lohnabzüge vorgenommen; auch ein Verfall des Jugendurlaubsanspruchs sei nicht eingetreten.

Keine Erziehungsbeihilfe bei leichtsinnigem Handeln

Ist eine Erkrankung durch grob leichtsinniges Handeln verursacht worden, hat der Arbeitnehmer keine Lohnzuschuß- oder Gehaltsansprüche gegen den Arbeitgeber. Die hier von der Rechtsprechung entwickelten Grundsätze gelten auch für Lehrlinge, wobei man hier und da gewisse Nachsicht üben wird. Solcherlei Einschränkungen kommen allerdings nicht bei grob leichtsinnigem Handeln in Betracht.

So verursachte ein Lehrling, der Anhänger des Mopedfahrens ist, im Verlauf von etwa sechs Monaten mit seinem Moped drei Unfälle. Der letzte Unfall hatte eine zwölfwöchige Arbeitsunfähigkeit zur Folge. Für diese letzte Krankheitszeit verweigerte der Arbeitgeber die Ausbildungsbeihilfe mit der Begründung, der Lehrling habe den Unfall selbst verschuldet.

Die hiergegen erhobene Klage wies das Arbeitsgericht Essen am 14. 7. 1966 – 5 Ca 1664/65 – rechtskräftig ab.

Der Lehrling könne sich nur auf die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen berufen. Nicht jede fahrlässige Herbeiführung der Arbeitsunfähigkeit schließe den Anspruch auf Erziehungsbeihilfe aus; es müsse ein gröblicher Verstoß gegen das von einem verständigen Menschen im eigenen Interesse zu erwartende Verhalten vorliegen. Der Lehrling habe den Unfall grob fahrlässig ver-

schuldet. Wie sich aus den Akten der Staatsanwaltschaft ergebe, sei der Lehrling bei seinem letzten Unfall mit seinem Moped mit unverminderter Geschwindigkeit auf eine Kreuzung zugefahren und habe dabei die Vorfahrt eines anderen Kraftwagens mißachtet. Die Beweisaufnahme hätte ergeben, daß der Lehrling sehr schnell gefahren sei und seine Geschwindigkeit nicht vermindert hätte. Außerdem hätte der Lehrling selbst zugegeben, nicht gebremst zu haben und unaufmerksam auf die Kreuzung zugefahren sei. Nachdem er nur wenige Monate vorher zwei nicht unerhebliche Unfälle verursacht hätte, wäre von ihm nunmehr zu erwarten gewesen, daß er seine Fahrweise dem Gefahrenmoment eines Mopeds anpassen würde. Demgegenüber habe er die Obliegenheiten eines durchschnittlichen, nicht einmal eines gewissenhaften, Fahrers grob mißachtet. Es wäre Angelegenheit verantwortungsbewußter Eltern gewesen, ihrem Sohn andere Weisungen zu geben bzw. die Benutzung des Mopeds zu untersagen. Unter den gegebenen Umständen könnten der Lehrling und seine gesetzlichen Vertreter ihre diesbezüglichen Pflichten nicht auf den Arbeitgeber abwälzen, denn unbelehrbarer Leichtsinns habe zum Unfall geführt.

Günther Hoppe

Große Rundstrecke - grauer Hund

Erzählung von Hans Pille

Illustrationen: Joachim Braatz

Von Etzel Biograd sprach niemand mehr. Er war ein bekannter Radrennfahrer gewesen – jetzt warb eine Versicherungsgesellschaft mit seinem Bild für die Zuverlässigkeit ihrer Dienste. Er konnte mit dem, was sie ihm dafür zahlte, seine Familie ernähren, aber weiter reichte sein Einkommen nicht.

Seiner Frau, die nie viel für die Rennerei übriggehabt hatte, erschien seine Vergangenheit als halb vergeudete Zeit:

Etzel wurde 1933 geboren. Sein Vater, der in jenen heroischen Jahren für mythische Gestalten schwärmte, hatte den Vornamen für ihn ausgesucht. Etzel hat die biblischen Geschichten seiner Mutter lieber gehört als die aufschneiderischen Heldenmärchen seines Vaters, den die Amerikaner bei Kriegsende in ein Lager sperrten. Während dieser Zeit, die Mutter war 1944 gestorben, wohnte Etzel bei seiner Tante.

Nach der Schulentlassung erlernte er nichts. Mit sechzehn Jahren wurde er Mitglied eines Radsportvereins, ein Entschluß, den er später als den Beginn seines Ruhmes pries. Zuerst fuhr er bei den jugendlichen Amateuren mit. Er fiel dann bald auf und wurde vom Verein gefördert. Als er zwanzig war, übernahm mein Vater, Rob Terkaat, sein Training. Er gewann eine Profimeisterschaft und verdiente gut, aber er gehörte zu den Menschen, die sich ausnützen lassen, ohne es als Gemeinheit zu empfinden. Die Gage war ihm nie das Wichtigste. Vor allem hatte er Freude am Fahren, und er fühlte eine fast naive Zufriedenheit, wenn er das helle Singen der Radreifen unter sich hörte.

Wir heirateten, als er 28 Jahre war, eine Woche nach meinem 24. Geburtstag. Er fuhr dann noch drei bis vier Jahre in Rennen mit. Seine Erfolge wurden seltener, und die Gage richtete sich prompt danach. Er sträubte sich gegen die Einsicht, daß er kein umworbener Star mehr war und trainierte hart, aber übermäßiger Zwang und Sorge um die Zukunft sind noch keinem Sportler gut bekommen. Im letzten Jahr seiner Laufbahn wurde jedes Rennen für ihn zu einer Tortur. Als er aufhörte zu fahren, war er schon halb vergessen.

Nun hatte er plötzlich keinen Beruf mehr. Er wußte auch nicht, was er anfangen sollte, er hatte nicht vorgesorgt. Zwei Jahre lang versuchte er auf verschiedene Art, Geld zu verdienen, bis unsere Ersparnisse aufgebraucht waren, dann kam er bei der Atlas-Versicherung unter, für die er wohl noch einen gewissen Reklamewert hat. Ich tippe in meiner freien Zeit Manuskripte für eine Roman-Agentur, das Honorar reicht im günstigsten Fall für die Miete. Etzel besucht Versicherungsmitglieder, sammelt Beiträge ein und müht sich, neue Kunden zu gewinnen.

Sein Fahrrad steht unter Ölhaut im Keller aufgebockt, mit dem Kopf nach unten, sozusagen. Manchmal geht er hinunter, streichelt es wie ein Rennpferd auf Gnadenbrot oder läßt die Reifen kreisen. Ab und zu darf unser Junge mit nach unten und auf dem Rad sitzen. Dann erzählt Etzel ihm von seinen Erfolgen, und der Junge ist stolz auf ihn.

Er hat nun genug Muße, nachzudenken. Zufrieden – nein, zufrieden ist er nicht. Eines Tages sagte seine Frau: „Ein Brief von Boltze. Er will wegen seiner Versicherung mit dir sprechen.“

Friedrich Boltze, Besitzer von zwei Fabriken, war Präsident des Radsportvereins „Blauer Blitz“ und Ausrichter des jährlich stattfindenden Rennens „Große Rundstrecke“. Daran dachte Etzel zuerst. „Viermal habe ich die Große Rund-

strecke gemacht, einmal habe ich sie gewonnen – weißt du noch, Nora?“

„Ja, aber Boltze will dich jetzt nicht fürs Fahren haben, sondern er möchte mit dir über den Abschluß einer Gesamtversicherung verhandeln. Du weißt hoffentlich, was das für uns bedeutet!“

„Jaja“, sagte er. Aber er dachte an seinen Sieg auf der Großen Rundstrecke. Als Boltze ihm den Kranz um den Hals gehängt hatte, war ihm zumute gewesen, als habe man sein Denkmal enthüllt.

„Ich kann nicht hingehen zu ihm“, sagte er. „Wegen der Erinnerung. Damals war ich berühmt, jetzt steht ein Versicherungsagent vor ihm, ein – ein mittelmäßiger Mensch. Verstehst du mich?“ Sie entgegnete zornig: „Man könnte meinen, du littest an Minderwertigkeitsgefühlen, in Wirklichkeit hast du ein gehöriges Maß an Eitelkeit aus jener Zeit verwahrt. Mir kommt nichts unmännlicher vor als falsches Ehrgefühl und Stolz zur unpassenden Zeit.“

Als er schwieg, versuchte sie ihn mit sachlichen Argumenten zu überreden. Es käme nicht darauf an, welchen Beruf man habe, sagte sie, sondern wie man ihn ausübe.

Er nickte, ohne überzeugt zu sein. „Sicherlich hast du recht.“

An den Straßen jubelten sie mir zu. Der Sieger ist der Matador. Der Zweite schon steht vergessen da... Alle Zeitungen brachten am nächsten Tag mein Bild: Etzel Biograd, der strahlende Sieger der Großen Rundstrecke... Möchte noch fahren können, etwas zusätzlich verdienen...

Friedrich Boltze war ein korpulenter Mann, selbstbewußt und bisweilen spöttisch. Er hatte weißblonde Brauen, die Augen waren hellblau.

„Wie geht es Ihnen, Etzel? ... ‚Danke‘ – ja, das sagt man so hin. Wer hätte das gedacht, damals, als ich Ihnen das Grünzeug um den Hals hängte – Etzel Biograd als ‚Repräsentant‘ einer Versicherung! Sie waren nicht clever genug, ich meine: geschäftlich. Andere, die im Sattel nicht besser waren als Sie, haben mehr erreicht.“ „Kowalcik“, sagte Etzel, „hat eine Nacht-

bar. Er kommt nie vor fünf Uhr morgens ins Bett, und dann findet er keinen Schlaf.“

„Ohne Geld schliefe er noch schlechter. Aber reden wir zuerst über die Versicherung. Ich habe Krach mit meiner Gesellschaft – hohe Beiträge, aber enttäuschende Leistungen. So was kann man mit Boltze nicht machen. Fazit: Kündigung zum Jahresende! Versteht sich, daß ich eine neue Versicherung abschließen muß.“ Ohne Übergang ließ er das Thema fallen, öffnete eine Schublade und zog eine Aufnahme heraus, die er Etzel hinhielt: Ehrung des Siegers Etzel Biograd nach der „Großen Rundstrecke“. Trainer. Reporter...

Beiläufig sagte er: „Sieger – das muß eines der mächtigsten Gefühle sein. Möchten Sie nicht wieder fahren?“

„Ich möchte schon, aber ich habe seit nahezu drei Jahren keine Pedalen mehr unter den Füßen gehabt. Außerdem – wer würde mich verpflichten?“

„Ich vielleicht“, sagte Boltze. Etzel startete ihn an. „Sie?“

„Ja. Für die Große Rundstrecke. Ich habe darüber nachgedacht. Mann, Etzel, Sie sind doch noch nicht zu alt mit 34 Jahren! Rick hat erst mit 40 aufgehört. Gut, er war eine Ausnahme, aber das ändert nichts daran, daß Sie zu früh aufgehört haben. Ich brauche für die Rundstrecke zugkräftige Namen. Wetten, daß allein, um Etzel Biograd zu sehen, ein paar tausend Zuschauer kämen?“

„Meinen Sie?“ fragte Etzel zweifelnd.

„Ja! Menschenskind, Etzel, haben Sie vergessen, wer Sie waren?“

„Ich nicht, aber die Leute vielleicht. Was würden Sie – mir zahlen?“

Boltze zündete sich bedächtige Zigarre an. „Ich muß natürlich haushalten. Sie wissen ja: große Beteiligung – große Unkosten. Hm... Sagen wir: 500? Das ist wenig, ich weiß!“ setzte er schnell hinzu, „aber ich gebe Ihnen ja auch die Chance, neu ins Geschäft zu kommen. Beim nächsten Mal kriegen Sie vielleicht schon 1000. Na?“

...Fünfhundert – ich könnte Nora einen Mantel kaufen. Für den Jungen bliebe noch etwas übrig...

„Wir brauchen Vorbilder für den Nachwuchs, Etzel. Große Namen wie der Ihre können anspornen.“

Er verstand es, ihn zu überzeugen, daß es geradezu seine Pflicht sei, wieder Rennen zu fahren. Etzel, der nur noch flüchtig an die Versicherung dachte, hatte noch einen besonderen Grund, einzuwilligen: Bei seinem letzten Rennen, dem Getthoff-Gedächtnis-Preis, war er völlig ausgepumpt als vorletzter ins Ziel ‚geschlichen‘. Diese Niederlage hatte er noch immer nicht überwunden. Boltze bot ihm die Möglichkeit, sich zu rehabilitieren.

„Ich bin überzeugt, Etzel, daß sie der tapferste Fahrer im ganzen Feld sein werden.“

„Der tapferste Fahrer“ war ein neuer Begriff für Boltze, aber das wußte Etzel noch nicht. Boltze würde ihm den Vertrag in den nächsten Tagen schicken. Postlagernd, bat Etzel. Seine Frau solle es nicht merken.

„Verstehe ich“, sagte Boltze, „hat noch Zeit. Und wegen der Versicherung sprechen Sie mit Ihrer Gesellschaft, dann kommen Sie wieder. Entscheiden werde ich mich spätestens nach dem Rennen.“

Von da an trainierte Etzel jeden Morgen auf der Rundstrecke, die über die Hügel oberhalb der Stadt führte. Es strengte ihn an. Sein Herz hämmerte, und die Lunge war wie verstaubt. Die Absicht, wieder Rennen zu fahren, hatte er Noraverschwiegen. Er hatte ihr nur gesagt, daß er seiner Gesundheit zuliebe morgens ein paar Stunden radfahren wolle.

Als Boltze ihm den Vertrag schickte, war er glücklich wie ein Anfänger. Es ging wieder los, das herrliche, aufregende Leben begann von neuem. Manchmal, wenn er über die Hügel fuhr, dachte er: Wieso kommt Boltze dazu, mir einen Vertrag zu geben? Er verpflichtete früher doch erstklassige ‚Renner‘... Also vertraut er wohl darauf, daß ich wieder erstklassig werde!

Nach einigen Wochen hatte er überflüssiges Gewicht weggeschwitzt, fühlte sich jünger und stärker und fuhr, wie er meinte, wieder recht gut.



Am Renntag wehte ein milder, föhniger Wind, und die Luft war wie klebrig. Er wollte sich den Kopf klarfahren, hatte Etzel zu Nora gesagt, und vielleicht das Rennen ansehen. Sie hatte nicht widersprochen.

Im Stadion gab er sich zuversichtlich und wollte nicht wahrhaben, daß er sich als ein Fremdling vorkam. Die meisten Fahrer waren fünf bis zehn Jahre und mehr jünger als er, und es war nicht das kühle, klare Wetter seiner erfolgreichen Rennen. Sie wurden durch Lautsprecheransage vorgestellt, fuhren dann eine halbe Runde und warteten am Startplatz. Als Etzels Name fiel, wurde gepfiffen. Einer schrie herüber, ob er ein Abschleppseil mitgebracht habe. Etzel hob den Arm, winkte und lächelte. Das hatte er oft so gemacht. Mißfallen deutete man in Beifall um – ein echter Profi ließ den Verdrossenen keine Chance.

Boltze kam zu ihm, glattrasiert, roten Gesichts.

„Etzel, was ich von Ihnen erwarte, ist ein tapferes Fahren. Sie müssen unter allen Umständen das Ziel erreichen!“

Nach dem Start fuhren sie wie vorgeschrieben ohne Tempo eine Runde, und erst am Ausgang des Stadions wurde aufgedreht. Etzel hielt sich im Rudel. „Ökonomisch fahren!“ hatte Terkaat immer gepredigt. Neben ihm fuhr Cesare aus Turin, ein sehniger, durchtrainierter Bursche. Kurz vor dem Start hatte er sich brekreuzigt, wie vor jedem Rennen.

Die Luft im Tal ballte sich feuchtschwer zusammen. Sein Atem ging zu kurz, und in der linken Seite stach es beklemmend. Er verlangsamte etwas, reckte sich und atmete länger, bis ihm besser wurde. Die erste Runde durchfuhr er in einem Pulk von zwanzig Fahrern. Am „grauen Hund“, dem höheren Berg der Strecke, „stiegen“ die anderen Fahrer an ihm vorbei, er mußte aus dem Sattel, doch nach dem Scheitelpunkt holte er sie wieder ein. Er spürte den Anstieg in den Beinmuskeln, sein Atem pumpte wieder schneller.

Durch Wälder, Felder. Ein Dorf. Winken. Gesichter – Schemen. Sie waren zur Stelle, die Matadore zu sehen, ihren Glanz und ihr Elend, Sieg oder Niederlage. Irgendwo ein Ruf: „Etzel! Bravo!“ Das spornte an. Sie kannten ihn noch... Achtung, Junge, die Kurve! Sieht leicht aus, aber wer sie zu schnell fährt, den schmeißt sie hin... Schade, daß unser Junge mich nicht sieht! Er würde stolz auf seinen Vater sein...

Zum zweitenmal begann der Anstieg auf den „grauen Hund“. Diesmal wölbte der Buckel höher, so kam es Etzel vor. Sein Atem keuchte rau, das Blut klopfte in den Schläfen. Er starrte auf den Vorderreifen, auf den Asphalt... Mitmischen, mitstrampeln, Etzel, alter Profi!...

Fünzig Meter unter dem Gipfel mußte er herunter vom Rad. Er schob es langsam neben sich her. Aber oben hatte er sich so weit erholt, daß er weiterfahren konnte. Die Straße hatte leichtes Gefälle. Loszurasen wäre ein Fehler. Er mußte seine Kräfte allmählich zurückgewinnen.

Die beiden nächsten Runden schaffte er dank seiner Erfahrung ohne Schwächeanfall. Seine Beine reagierten wie Teile einer Maschine. Die Landschaft wurde fremd, abstrakt, er sah den Himmel nicht, nur noch die graue Straße. Er war verdammt zu fahren, stundenlang, tagelang, immer und ewig, das Aufhören lag nicht mehr in seiner Macht.

In der letzten Runde, dreihundert Meter unter dem Gipfel des „grauen Hundes“, brach die Krise aus. Er hatte sie im voraus gespürt, aber gegen sie angedacht. Die Luft war voll von einem näherkommenden Sausen, in dem dumpfe Schläge ertönten,



als schlug jemand auf ein weich gespanntes Trommelfell. Die Straße schwankte, wurde breit und ränderlos, das Rad gehorchte seinem Willen nicht mehr, es brach zur Seite aus. Er fiel und schlug sich das Knie auf. Schmerz durchzuckte ihn. Er meinte, Boltzes Stimme zu hören, die aus dem Tal heraufgrollte: „unter allen Umständen das Ziel erreichen, Etzel!“

Ein Wagen des Rundfunks hielt neben ihm. Der Reporter sprach, sich herausbeugend, überhastet ins Mikrofon:

„Er liegt da, gestürzt, und es ist Biograd, Etzel Biograd. Über seine Rennmaschine hat es ihn hingestreckt, etwa dreihundert Meter unterhalb des Gipfels – ausgelaugt, zermürbt von dieser schweren Strecke. Wie oft sahen wir Etzel Biograd schon als souveränen Sieger der Straße! Nach langer Pause, meine Hörer, hat er ein Comeback versucht, verlockt vom Drang nach neuem Ruhm oder auch nur nach Gage – heute erlebt er sein Golgatha. Ein bitteres Ende!“

Etzel kam auf die Beine und stellte das Rad hin. Es schien in Ordnung zu sein. Blut? Eine Schramme im Gesicht. Blut am Knie? Er bewegte das Bein. Okay, Etzel, das gibt sich wieder! Er schob das Rad bergan, Schritt für Schritt, er war noch benommen, schneller Puls, Bleigewichte an den Beinen.

Die kratzige Stimme des Reporters fragte suggestiv: „Glauben Sie, daß Sie endgültig verloren haben? Werden Sie aufgeben, Etzel Biograd?“

Aufgeben – das drang in sein Bewußtsein. Er hatte plötzlich Angst vor der Schande. Alle warteten doch nur darauf, daß er zermalmt wurde.

„Niemals!“ stammelte er.

„Sie haben es gehört, was Etzel Biograd sagte: Niemals! Das ist das Wort eines großen Kämpfers, eines echten Profis, das in den Ohren unserer jungen Fahrer nachklingen sollte. Warten wir ab, ob Etzel Biograd sein Versprechen realisieren kann!“

Etzel kam oben an. Stieg aufs Rad. Jetzt schmerzte das Knie heftig. Er fuhr langsam, die Reifen sangen nicht mehr hell, sie zischten heiser, mißmutig. Vier Kilometer – drei – zwei. Die Stadt. Häuser. Die Leute hatten sich schon verlaufen; mit ihm hatten sie nicht mehr gerechnet. Im Stadion hingegen hatte Boltze, der längst dem Volk den Sieger gezeigt hatte, die Leute gebeten, noch auszuharren. Er erwarte einen letzten, tapferen Fahrer, der gebührend gefeiert werden solle.

Etzel bekam schon Beifall, als er ins Stadion einfuhr. Er hörte ihn wie aus der Ferne, anschwelend, durchsetzt von Pfiffen und Rufen... Endlich der Zielstrich. Man fing ihn auf und hob ihn vom Rad. Boltze war zur Stelle und sagte etwas, das er nicht begriff. Laub raschelte: ein Kranz – der Siegerkranz!... Dann verlor er das Bewußtsein.

Er lag in einer Kabine auf einem Feldbett. Nora hielt seine Hand. Terkaat stand auch da. Als Etzel den Kranz sah, der an einer Stuhllehne hing, fragte er verwirrt: „Habe ich – gewonnen?“

Terkaat hielt die Schleife so, daß er lesen konnte, was daraufstand: „Dem tapfersten Verlierer!“

„Boltze wollte ‚mal was Neues‘ bringen, um das Rennen interessanter zu machen, wie er behauptet. Um sich selbst mal wieder ins Licht der Presse zu stellen. Nur deshalb gab er dir den Vertrag.“

Etzel starrte ihn an. „Ach so!“ murmelte er. „Und ich glaubte...“

Nora sagte: „Boltze wird dir morgen den Versicherungsvertrag schicken. Er hat unterschrieben!“

Prag - die rote „goldene Stadt“

Von Gerd Angermann

Die Wachsoldaten haben Maschinenpistolen umgehängt. Sie bemühen sich, genauso steinern dreinzuschauen wie die Kolossalstatuen der keulenschwingenden Riesen zu beiden Seiten des Burgtores. Aber der Eiszapfenwind geht durch die Uniformen. Schnee liegt in der Luft, und schließlich ist der Hradschin nicht der Buckingham-Palast. Auf einmal geben die beiden ihre starre Haltung auf und beginnen kräftig zu trampeln. Ich stelle überrascht fest, wie sympathisch und geradezu menschlich Wachsoldaten wirken, die sich die Füße vertreten.

Hinter ihnen ragen die gotischen Türme des Veitsdomes in den Winterhimmel. Am Bürgerker ist die Standarte aufgezo-gen und verkündet, daß sich der Staatspräsident in Prag aufhält. Das Glockenspiel von Loretto weht herüber, vermischt sich mit den Erklärungen eines Fremdenführers im Hof der Burg: „Der Hradschin wurde unter Karl IV. gebaut... früher eine Holzburg... im Veitsdom neben den Särgen der böhmischen Könige das silberne Heiligtum des St. Johannes von Nepomuk... als nach ein paar Jahrhunderten der Sarg geöffnet wurde, war die Zunge noch immer gesund und normal, daher wurde er vom Papst heiliggesprochen...“

Von der Burgrampe Fotoblick über die goldene Stadt, die auch die hundert-türmige genannt wird, obwohl es genau-genommen 473 Türme sind: die Hänge hinunter, über die Kleinseitner Winkel, über Dächer und alte Erker auf den Moldaufluß und die steinernen Brücken. Die Häuser tragen Wappenketten um den Hals, steile Treppen verschwinden in Durchhäusern, die Sonne ist für einen Moment durch die Wolken gekommen und läßt alte Portale glänzen, als wären sie mit Seidentapete bespannt. Foto-apparate werden an die Augen gehoben, und Kameras beginnen zu schnurren. Ein Ostdeutscher spricht uns an, er hat das Nummernschild unseres Wagens gesehen. „Ihr seid aus Stuttgart? Ja, ja, nach Prag muß man fahren, um sich wiedersehen zu können.“ Sprichts und verschwindet unter dem mißbilligenden Blick seines Delegationsführers wieder in der Gruppe. Wir bummeln den Moldaukai entlang. Am Ufer liegen die Kähne kieloben zum Überwintern. Leere Bänke und entlaubte Bäume. Pärchen schlendern über die Brücken. Die Mädchen tragen Miniröcke, die Hosen ihrer Begleiter sind knieeng. Zwei küssen sich am helllichten Vormittag, kein Mensch nimmt Notiz davon.

„Ich möchte einen Kaffee trinken...“ K.u.k. Atmosphäre. Plüschsofas und Marmortische in kleinen Nischen. Befrackte Kellner servieren zum Türkischen, der in Prag den Wiener Schwarzen verdrängt hat, nach alter Sitte Wassergläser. Es ist das am stärksten gechlorte Trinkwasser Europas, wie mir scheint. Der Kellner spricht sofort deutsch mit uns. Deutsch sprechen auch die Taxifahrer, die Stubenmädchen, die Polizisten, der Mann auf der Straße. Längst haben wir es aufgegeben, uns darüber zu wundern. Die Freundlichkeit, mit der man uns überall begegnet, ist überwältigend. „Wir Tschechen sind gar nicht die, für die ihr uns haltet!“, scheinen alle sagen zu wollen. „Wir sind ein mitteleuropäisches Kulturvolk wie ihr. Jetzt sind die Grenzen wieder offen, Gott sei Dank. Kommt, besucht uns und überzeugt euch selbst. Wir wünschen gute Nachbarschaft mit euch. Daß wir in einem sozialistischen Staat leben, sollte kein Hindernis sein.“



Die Teynkirche und der Hradschin

Vom Fenster des Cafés geht der Blick hinüber auf die andere Moldauseite, wo in halber Höhe des Letnahanges ein von einer Steinrampe gesäumter Platz wie ein riesiger Erker vorspringt. Bis vor kurzem stand dort das berühmte Stalin-denkmal. Seit es verschwunden ist (der Marmorkoloß mußte gesprengt werden, anders war ihm nicht beizukommen), ist die Atmosphäre gereinigt. Man sieht keine verkniiften Münder mehr, die nicht sprechen wollen, nicht sprechen dürfen. „Unsere Fehler hier? Wir haben die Nivelierung der Gehälter eingeführt. Das Durchschnittseinkommen beträgt etwa 1500 Kronen. Eine Verkäuferin verdient 800 bis 1000 Kronen, ein Facharbeiter zwischen 1700 und 2000. Der Professor bekommt das höchste Gehalt, etwa

4000. Wenn Sie in DM umrechnen, müssen Sie durch 4 dividieren. Die Verdienstspannen sind geradezu lächerlich. Wenn der Mensch etwas leisten soll, muß man ihm einen Anreiz bieten. Sonst nimmt man ihm den Schwung und erzeugt Arbeitsapathie. Ein weiterer Fehler: in den Schlüsselpositionen saßen bisher keine Fachleute. Was kann herauskommen, wenn ein Schlosser über Landwirtschaft redet, nicht wahr? Das ist jetzt zum Glück anders geworden. Trotzdem ist unsere Lage alles andere als rosig. Die CSSR erreicht den Stand der Bundesrepublik erst in 70 Jahren. Bei dieser Berechnung ist die Entwicklung in Deutschland nicht einbezogen. Man hat uns ausgenutzt. Wir haben auf eigene Fertigungsindustrien, die Devisen bringen,

weitgehend verzichtet und waren 15 Jahre lang die Reparaturwerkstatt für den ganzen Ostblock. Auch das hat sich zwar geändert, aber wir sind ins Hintertreffen geraten.“ Unser Gesprächspartner ist skeptisch, aber nicht revolutionär. „Hat der Sozialismus eine Chance?“ Er zuckt die Schultern und verweist auf die Französische Revolution, die schließlich auch nicht gleich ein voller Erfolg war. „Warten wir es ab“, sagt er. „In 30 Jahren werden wir mehr wissen.“ Solche Gespräche sind heute keine Seltenheit mehr. Niemand nimmt ein Blatt vor den Mund. Ein Volk hat seine starre Haltung aufgegeben und vertritt sich die Füße. Das legere Verhalten, das wir bei der Burgwache beobachteten, hat symbolischen Charakter.

Alltag auf dem Wenzelsplatz. Über die Champs-Elysees Prags rumpeln die alten Straßenbahnen. Der Wenzel thront auf hohem Roß vor dem Nationalmuseum. Wer einen Parkplatz finden will, muß Glück haben. Wir halten Ausschau nach Spruchbändern und Transparenten. Aber seit der Tauwind weht, sind sie aus dem Stadtbild verschwunden. Der 750 m lange und bis zu 60 m breite Platz ist das Zentrum Prags. Geschäft neben Geschäft. Kinos, Hotels, Cafés, Automatenrestaurants. Die Schaufenster sind voll, an Lebensmitteln herrscht kein Mangel. Dagegen ist das Angebot an Konsumgütern nicht eben üppig. Artikel, die aus westlichen Ländern importiert werden, gibt es nur in den sogenannten Tuzexläden. Dort bezahlt man nicht mit Kronen, sondern mit Devisenbons. Der Prospekt der Handels G.m.b.H. Alimex, die diese Bons vertreibt, belehrt uns: „Tuzex-Geschenkbons können in unbegrenzter Menge eingekauft und mitgeführt werden. Man kann sie innerhalb der CSSR an Freunde und Angehörige weiterverschenken.“ Aber seit ausländische Zahlungsmittel in beliebiger Höhe und ohne Devisenklärung in die Tschechoslowakei eingeführt werden dürfen, haben die Tuzexbons viel von ihrem früheren Glanz verloren. Wir vermissen etwas und wissen nicht was. Dann merken wir es. Nirgends schreiende Reklame. Natürlich, wozu auch? Wo alles dem Staat gehört, entfällt der Konkurrenzkampf. Ein Bücherladen, ein Schaufenster mit Antiquitäten, ein Souvenirgeschäft. Der brave Soldat Schwejk in allen Größen und Preislagen. Und natürlich böhmisches Glas. Der Menschenstrom zieht vorüber: Großstädter beim Einkaufsbummel, Leute vom Land und Ausländer, immer wieder Ausländer. Zwei junge Tschechinnen haben einen Bekannten entdeckt. Er winkt ihnen zu: „Ahoi!“ Shakespeare hat in einem seiner Stücke unter gründlicher Außerachtlassung der Geographie Böhmen an das Meer verlegt. Besaß er geheime Kunde von dieser seltsamen Affinität der Prager zur Seefahrt? Ahoi ist der übliche Gruß hier unter Freunden und guten Bekannten. Die Mädchen sind zu ihrem Freund ins Auto gestiegen. Es ist ein uralter Tatra, Baujahr 1930 schätzungsweise. Aber das fällt in Prag nicht weiter auf. Das Schnauferl und der Oldtimer gehören zum Stadtbild, wie der fliegende Buchhändler zu Paris gehört und die Gondel zu Venedig. Neue Wagen sind teuer, und man muß allzu lange darauf warten. In der rush-hour sind die Straßen genauso verstopft wie bei uns. Umleitung, Einbahnstraße, Baustelle. Wie geht's weiter? Nur mit Geduld. In absehbarer Zeit soll Prag eine U-Bahn bekommen. Vielleicht wird es auch eine U-Strab, darüber streiten die Fachleute noch. Die Geologen machen indessen Probebohrungen. Dabei stoßen sie vielfach auf unterirdische Gänge. In fast allen Sagen, die sich um die goldene Stadt ranken, spielen sie eine geheimnisvolle Rolle. Aber niemand hat bisher so recht an ihre Existenz geglaubt. Nun gibt es sie wirklich. Schon wird der Vorschlag gemacht, diese unterirdischen Gänge zu restaurieren und für den Fremdenverkehr herzurichten. Vielleicht ist das Prag von 1980 dann um eine Sensation reicher.

Wir schlendern durch die Altstadt. Ihr Kern stammt aus dem 14. Jahrhundert. Kopfsteinpflaster, enge Gassen und schmalbrüstige Häuser. Die Moldau ist nahe. Ihre Hochwasser haben die Fundamente im Laufe der Jahrhunderte immer tiefer absinken lassen. Manchmal ist heute Erdgeschoß, was vor 200 bis 300



Prager Jugend vor ihrem nächtlichen Hauptquartier

Jahren noch erster Stock war. Andere Häuser sind ganz verschwunden, man hat darübergebaut, jetzt stößt man auf die alten Mauern und entdeckt eine Unterstadt, die bis ins 9. Jahrhundert zurückreicht.

Das Wahrzeichen der Altstadt ist die zweitürmige Teynkirche. Wie ein steinernes Korsett umwängen sie die Häuser der Teynschule. Der Weg führt durch einen Häuserflur, an niedrigen Gewölben entlang. In der Theinkirche liegt Tycho de Brahe begraben, der Hofastronom Rudolf II. Gleich daneben ist der Ungeld, der einzige Marktplatz des Mittelalters, wo die Kaufleute keinen Zoll bezahlen mußten. Einst war hier der Schnittpunkt wichtiger Handelsstraßen. In ein paar

Jahren werden sich an derselben Stelle unter dem Pflaster die Hauptlinien der Prager U-Bahn schneiden. Ein Laden-geschäft an der Ecke. Eisenrollo und steinerne Uhu-Augen. Das schummrige Gewölbe ist vollgestopft mit Krimskrams. Etwas für Liebhaber und Sammler, wenn sie die Geduld aufbringen, sich durch Berge von Trödel hindurchzuwühlen. Der Laden gehört einem Herrn Eduard Capek und ist, wie man uns sagt, das letzte „privatwirtschaftliche“ Geschäft Prags.

Auf dem Altstädter Ring drängen sich die Fremden vor der berühmten Rathausuhr. Sie zeigt die verschiedenen Ortszeiten und die Bewegungen der Himmelskörper an. Mit dem vollen Stunden-

schlag erscheinen die zwölf Apostel, der Sensenmann läutet die Totenglocke, ein steinerner Hahn kräht. Das Denkmal des Magister Huß beherrscht den Platz, dessen Häuser und Gebäude die Kulisse für wichtige Ereignisse der Prager Geschichte bildeten. Auf dem Pflaster vor dem Rathaus erinnern Kreuze an die böhmischen Adeligen, die nach der Schlacht auf dem Weißen Berg hier grausam hingerichtet wurden. 1945 wurde das Altstädter Rathaus schwer beschädigt, ein Flügel fiel den Granaten zum Opfer und



Arbeiter einer tschechischen Stahlfabrik

wurde nicht wieder aufgebaut. In seinen unterirdischen Räumen lag bei Beginn des Aufstandes das Hauptquartier der Widerstandsbewegung. 1948 leitete Clemens Gottwald mit einer Massenkundgebung auf dem Altstädter Ring den kommunistischen Staatsstreich ein. Bedauern die Tschechen heute, daß sie sich damals halb freiwillig und halb gezwungen für die ewige Freundschaft mit der Sowjetunion entschieden haben? „Die Tschechoslowakei war seit ihrer Gründung 1918 stets eindeutig westlich orientiert. Aber als es darauf ankam, haben uns die Westmächte verraten. „Der Mann, der das sagt, war sechs Jahre lang in deutschen KZs, zum Schluß in Buchenwald. Er ist altes KP-Mitglied. Trotz allem bezeichnet er sich selbst als einen Freund der Deutschen. „Sie dürfen nicht vergessen“, sagt er, „daß es zwar die Deutschen waren, die mich eingesperrt haben. Andererseits aber war es die Solidarität meiner deutschen Mitgefangenen, die mich diese Zeit überstehen ließ und der ich mein Leben verdanke.“

Mit Nachdruck sei gesagt: Niemals wurde ein Vorwurf laut, keine Gefühle des Hasses, nirgends Ressentiments. Die überwiegende Mehrzahl der Tschechen hat einen Strich gezogen. Vergessen sind die historischen Vorgänge deshalb freilich nicht, das wäre auch unmöglich, da man ihren Auswirkungen auf Schritt und Tritt begegnet. Die Stelle, an der das Attentat auf Heydrich ausgeführt wurde, liegt nur wenige Kilometer Luftlinie von Prag entfernt. Im Herzen der Altstadt steht die Pinchasynagoge mit 77292 eingravierten Namen hingemordeter Juden. Nur einen Steinwurf davon entfernt die Altneusynagoge. Sie gehört zu den ältesten gotischen Bauwerken Prags. Das sie unversehrt erhalten geblieben ist, verdankt sie ausgerechnet Goebbels, der die abstruse Idee hatte, nach dem Endsieg aus dem Prager Judenviertel ein riesiges Antisemitisches Museum zu machen. Wir sind auf der Kampa. Die Prager nennen diese Insel, die durch den Teufelsbach von der Kleinseite abgetrennt

wird, ihr Venedig. Ein hölzernes Wasserrad dreht sich mit dumpfem Knarren. Verträumte Häuser und alte Platanen spiegeln sich im Wasser. Der Wind fegt dürres Laub zusammen. Eine Hausfrau mit der Einkaufstasche in der Hand beugt sich über die Brüstung der Karlsbrücke und füttert die Möwen. Ein wunderhübsches Rokokoschlößchen in miniature, innen modern eingerichtet: hier wohnt der Meister des tschechischen Puppenfilms, Jiří Trnka. In den letzten zehn Jahren hat er mehr internationale Preise gewonnen als jeder andere Filmschöpfer auf der ganzen Welt. Sein Atelier befindet sich in einem alten Stiftsgebäude in der Nähe der Bartholomäuskirche. Trnka ist ein Universalgenie, er schreibt die Drehbücher, entwirft Puppen und Bühnenbilder und führt selbst Regie. „Welche von Ihren Puppen lieben Sie am meisten?“ „Alle.“ „Welches ist Ihr wichtigster Film?“ „Immer der letzte.“ Sein letzter Film ist „Die Hand“. Ein Mann arbeitet an der Töpferscheibe. Er macht Blumentöpfe. Der Mann liebt

die Blumen. In sein friedliches Leben bricht eine unheimliche Macht ein, symbolisiert durch eine Hand. Der Mann verriegelt die Türen. Er vernagelt die Fenster. Er verbarrikadiert sich. Aber damit verschafft er sich nur eine kurze Atempause. Die Hand ist nicht aufzuhalten. Es gibt keinen Schutz vor ihr. In einen Käfig eingesperrt muß der Mann alsbald die Befehle der Hand ausführen. Mit Hammer und Meißel arbeitet er an einem Marmorblock. Wird es eine Skulptur? Ein Denkmal? Es wird eine steinerne Hand. Der Mann, der die Blumen liebte und die Gewalt verherrlichen mußte, ist gestorben. Der Zwang hat ihn getötet. Die Hand – nun mit einem schwarzen Glacéhandschuh bekleidet – ordnet den Faltenwurf am Katafalk und stellt Blumentöpfe neben den Sarg. Staatsbegräbnis. – Der Film ist in Prag eben mit großem Erfolg angelaufen.

Foto: Bavaria

Lenins Enkel lieben Beat

Von K. C. Gottschalk

Ich stehe auf dem Majakowskiplatz in Moskau und warte auf das Mädchen Sina. Sina ist 19 Jahre alt und eine echte Moskowiterin. Ihren Lebensunterhalt verdient sie sich als Zimmermädchen im Intourist-Hotel. Dort habe ich sie auch kennengelernt. Als sie mein Zimmer aufräumte, fragte sie, ob ich nicht ein paar echte Beat-Platten für sie hätte. Ich schenkte ihr drei, konnte mir dabei jedoch die Frage nicht verkneifen, ob Beat bei der sowjetischen Jugend nicht verpönt sei.

Lächelnd schüttelte Sina ihre blonde Mähne. „Ich glaube, ihr im Westen macht euch ein völlig falsches Bild von uns“, entgegnete sie dann. „Ihr glaubt wohl, daß wir noch immer eine uniformierte, marschierende Staatsjugend sind, mit der man machen kann, was man will. Njet, mein Lieber, die Zeiten sind endgültig vorbei. Auch bei uns hat sich manches gewandelt. Das heißt allerdings nicht, daß wir Gegner des kommunistischen Systems sind. Wir gehorchen nur nicht mehr blind, wie es unsere Mütter und Väter noch getan haben. Unsere Parole lautet: Auch Kommunisten wollen nicht ewig auf Nägeln schlafen. Man hat uns stets eine bessere Zukunft versprochen. Die wollen wir jetzt erleben.“

„Aha“, sagte ich. „Und wie gestaltet ihr nun euer Leben?“

Sina merkte meine Skepsis. Einen Augenblick sah sie mich nachdenklich an. Dann sagte sie rasch: „Wenn Sie Lust haben, können Sie heute abend mit mir ausgehen. Vielleicht begreifen Sie dann am besten, was wir denken, fühlen und tun.“

Darum stehe ich jetzt auf dem Majakowskiplatz und warte. Ich muß lange warten, denn Sina ist ebenso unpünktlich wie ihre Geschlechtsgenossinnen in Berlin, London und Paris. Als sie dann plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, vor mir steht, muß ich erst zweimal hinsehen, bevor ich sie überhaupt erkenne. Was da vor mir steht, ist nicht mehr das trist gekleidete Zimmermädchen aus dem Intourist-Hotel, sondern ein kesser Teenager mit engem Pullover, einem hautengen Rock und dem wiegenden Gang eines routinierten Mannequins. Ihre Lippen sind knallrot geschminkt, und die Fingernägel leuchten blutig. Sie begrüßt mich mit den betont sicheren Gesten und jenen burschikosen Redensarten, wie sie in aller Welt das Aushängeschild der Heranwachsenden zu sein scheinen.

„Kommen Sie! Jede Minute ist kostbar; denn Punkt 22 Uhr ist für uns Polizeistunde. Gehen wir ins ‚Smaragd‘?“

Das „Smaragd“ entpuppt sich als ein Jugend-Café. Es liegt im ersten Stock eines alten Hauses. In der Luft hängt Zigarettenrauch und der Geruch von abgestandenem Wodka und billigem Parfüm.

Sina scheint sich hier auszukennen. Sie schiebt mich durch ein Gewirr von Stühlen, Tischen und tanzenden Paaren zu einem alten Plüschsofa im Hintergrund des Lokals. Dort sitzt bereits ein Pärchen und schaut sich zärtlich in die Augen. Es ist so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß es unser Kommen gar nicht bemerkt. Erst als Sina einige Worte sagt, sehen die beiden auf. Dann rücken sie noch enger zusammen, um für uns Platz zu machen.

Während Sina Wodka bestellt, sehe ich mich im Lokal um. Direkt vor mir spielt eine Drei-Mann-Kapelle amerikanischen Jazz. Am rechten Nebentisch sitzen drei junge Männer. Einer liest die von der Partei mißbilligte Jugendzeitschrift „Junost“. Die beiden anderen diskutieren über die Anschaffung eines Motorrads. Auf der anderen Seite hocken zwei Mädchen und ein junger Mann. Die Mädchen unterhalten sich über einen Krimi. Der junge

Bursche liegt mit dem Kopf auf dem Tisch. Er ist total betrunken. Hin und wieder hebt er ein wenig den Kopf und stiert mit glasigen Augen seine Tischnachbarn an, um gleich darauf wieder in Lethargie zu versinken. Meiner Schätzung nach ist er höchstens 16 Jahre alt. Der einzige Schmuck des Raumes besteht aus einem Leninbild. Es hängt hinter uns an der Wand. Müde lächelt der Porträtierte auf die Enkel seiner Revolutionäre herab.

„Ist das hier ein Jugend-Café?“ erkundige ich mich bei Sina.

Sie lacht schallend.

„Aber nein! Dies ist ein Jugend-Club. Der Jugend-Club wird von der Staatsjugend „Komsomol“ betrieben. Aber da geht kaum jemand hin, weil es ein langweiliger Laden ist. Außer ein paar Gesellschaftstänzen und Tee bekommt man dort nur Moralpredigten serviert. Ihr beliebtestes Thema ist zur Zeit die „bürgerlich parasitäre Psychologie“ der heu-

tigen Sowjetjugend. Hätten Sie Lust, sich das Abend für Abend anzuhören? Dennoch sind die meisten, die hier verkehren, auch im „Komsomol“ organisiert, denn wer nicht Mitglied im Staatsjugendverband ist, kommt im Beruf nur schlecht vorwärts. Aber wir sind ja nicht hergekommen, um uns über Politik zu unterhalten. Kommen Sie, lassen Sie uns tanzen!“

Wir tanzen bis 22 Uhr. Dann ist Feierabend. Da gibt es kein Pardon. Und auch niemand unternimmt den Versuch, noch länger zu bleiben.

„Darf ich Sie nach Hause bringen?“ frage ich Sina.

„Warum nicht“, entgegnet sie.

Sina wohnt draußen in Wsechwarsoje. Wir fahren mit der U-Bahn dorthin. Sie ist überfüllt. Die meisten Fahrgäste sind junge Leute in unserem Alter. Sie benehmen sich laut, ausgelassen und ungezwungen.

Auch in den Vorstadtstraßen herrscht noch reges Leben. Erst als wir uns Sinas Wohnblock nähern, wird es etwas stiller. Er liegt in einer schmalen Seitenstraße.

Vor der Haustür versuche ich das Mädchen an mich zu ziehen. Doch da spielt es trotz seiner „bürgerlich parasitären Lebensauffassung“ nicht mit.

„Njet!“ wehrt sie ab. „Das geht nicht. Nicht, daß ich dich nicht mag. Ich mag dich sehr gern. Und es stört mich auch nicht, daß du ein westlicher Ausländer bist. Aber hast du vorhin nicht den Komsomol-Hilfspolizisten mit der roten Armbinde gesehen? Es gibt sie überall, in jedem Park, in jeder Straße. Sie wachen über die Moral der Jugend. Und wenn sie ein Pärchen bei einer noch so harmlosen Zärtlichkeit erwischen, kommt es vor ein Kameradengericht. Jeden Tag berichten die Zeitungen über solche Fälle.“

Als ich – in mein Hotelzimmer zurückgekehrt – die Zeitung aufschlage, finde ich Sinas Worte bestätigt. Die Zeitung berichtet in großer Aufmachung über die Auswüchse der „Stiliagi“, wie die Heranwachsenden in Moskau genannt werden.

Am nächsten Morgen spreche ich mit einem russischen Journalisten darüber. Er hat lange Jahre als Tass-Korrespondent im Westen gearbeitet und ist sehr aufgeschlossen.

„Sie im Westen und wir im Osten haben beide das gleiche Jugendproblem“, meint er. „Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Westen seit eh und je um den Generationskonflikt weiß und es durchaus natürlich findet, daß die Jugend etwas geräuschvoller nach neuen Wegen sucht, während die gleiche Erscheinung unseren Behörden Sorgen besonderer Art bereitet. Wir befürchten, daß die Kritik an der Umwelt eines Tages zu einer Kritik am kommunistischen System schlechthin werden könnte. Darin liegt eine große Gefahr für unser System.“

Aber was soll man dagegen machen? Auch unseren Parteidogmatikern dämmert allmählich die Erkenntnis, daß auch die kommunistische Lehre gewisse Grundgesetze der menschlichen Natur nicht umzustößen vermag. Eines dieser Grundgesetze ist, daß der Mensch und ganz besonders der junge Mensch in seinem schöpferischen Tun stets unberechenbar bleiben wird.“



Illustration: Hanneliese Martin

Der Feind steht rechts!

Carl von Ossietzky und die Gegenwart

Von Gerhard Zwerenz

Papenburg – wir befinden uns hier inmitten einer Landschaft des Leidens, an einem Ort vergangener Grauen, wobei das Wort Vergangenheit nur zögernd über die Lippen will, denn nur schwer läßt sich jeweils entscheiden, was bei uns Vergangenheit und was Gegenwart ist, was als überwunden geglaubte Vergangenheit plötzlich oder scheinbar plötzlich mit gespenstischer Lebenskraft wieder vor uns steht und sich als zukünftig anpreist.

Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch – diese Warnung Brechts klang uns lange Zeit hindurch als metaphorisches Dichterwort in die Ohren, warnend zwar, doch eben nur vorsorglich warnend, bis daß der Schoß sich als furchtbar fruchtbar erwies und die letzten beiden Landtagswahlen zum Exempel nahm: Vorbei, vorbei?

Nichts ist vorbei. Unbelehrbarkeit, Ressentiment, Erfolgsneid, Sexualneid, völkische Bluboherrlichkeit, Feindschaft gegen das Neue, das Fremde, das andere und den anderen: Nichts ist vorbei und gewesen, die völkische Kanaille ist zäh und hat Millionen Leben, kein Stalingrad ist fürchterlich genug, ihr die Lust zu nehmen, und im bayerischen Wahlkampf wurden Demokraten von der aufstinkenden Rechten zusammengeschlagen.

Das hechtelt weiter, erträumt sich entgangene Siege, ist, vernimmt es nur von ferne das Wort Vernunft, aufmümpf, stellt sich, redet jemand von Verzicht, unverzüglich auf den bewußten Rechtsstandpunkt, den es vorher, SS-stark, über Stuka-Geschwader und Panzerarmeen gebietend, bedenkenlos verlassen hatte. Ja, das ist im Kommen, das bläht sich auf, das wird wieder, ist wieder wer, das packt die Niederlage von Weltkrieg Nummer zwei dem einzigen Hitler auf die Schultern, so wie es die Niederlage von Weltkrieg Nummer eins mit dem Dolchstoß zwischen die Schultern erläuterte; nur nicht in die Tiefe analysieren, nur nicht die eigene Schuld ergründen, gar die beispiellosen Verbrechen der eigenen Seite. Schluß mit der nationalen Selbstentwürdigung schreit das und spürt nicht, daß es selbst dies ist: die nationale Selbstentwürdigung.

Papenburg – das Zentrum einer Leidenslandschaft. Was hier geschah, vermochten frühere Zeiten sich nur als Hölle vorzustellen. Was sie, ihre nachtschweren Ängste und blutigen Phantasien anstrengend, schauernd sich zusammenfabulierten an dantesken Qualen und goyahaften Schrecknissen, hier, in nächster Nähe bürgerlich-geordneter Ansiedlungen, wirklichen sie sich zum Alltag, einem Leben in sogenannter Schutzhaft und also mit sogenannter deutscher Gründlichkeit, Sauberkeit, Wahrheit. Die Ehre der Wächter hieß Treue. Die Treue untergebener Massenmörder zum vorgesetzten Massenmörder.

Eines der Opfer, einer, der in seinem Leben zu zeigen verstand, was Größe, was Mut, was Zivilcourage ist,

dieser eine, Carl von Ossietzky, mag sie, die anderen und Namenlosen, vertreten; vertreten in dem Respekt, den wir in aller Öffentlichkeit bezeugen, vertreten in dem Dank, den wir ihnen allen schuldig sind.

Mag sein, hier leben Menschen, die den Namen Ossietzky nie gehört haben. Mag sein, sie wollen ihn nicht hören, sie wissen nicht, ihn auszusprechen. Mag sein, manche sind aus innerer Scham so abweisend, unzugänglich, unwissend. Mag sein, wir müßten noch andere Gründe kennen und nennen. Man sollte vielleicht Verständnis aufbringen für jene Heimatliebe, die den Namen des eigenen Ortes nur ungerne als Namen einer Folter- und Schädelstätte vernimmt. Mag sein, denn die in oder nahe bei Papenburg oder Buchenwald oder Dachau leben und lebten, sind nicht schuldiger als die weiter entfernt Wohnenden. Aber uns allen, den entfernt und den nahebei Lebenden, ist nicht gedient mit dem großen und so wohlfeilen Mantel des Vergessens, den man ausbreitet über die Schandtaten des eigenen Landes. Wer den letzten Krieg vergißt, bereitet den nächsten vor. Wer die gestrigen Konzentrationslager vergißt, ist schon reif für die von morgen: als Folterknecht oder Opfer oder auch als einer, der wiederum nichts sieht, nichts hört, nichts weiß.

Das Vergessen ist wohlfeil in diesem Lande. Es geht entweder in selbstbewußter Einfalt einher oder selektiv. Als der Schriftsteller Rudolf Krämer-Badoni zur letzten Volkstrauertagsfeier in Saarbrücken davon sprach, daß jene Soldaten, die gegen Hitler aufstanden, mehr für ihr Land und seine Ehre taten als jene, die für Hitler-Deutschland kämpften, verließen einige Männer die Feier. Dieser Mann, konservativ gewiß, aber weder reaktionär noch konformistisch, hat verspüren müssen, daß schon wieder Zivilcourage dazu gehört, in Deutschland die Dinge beim Namen zu nennen.

Wir können keinen Grund finden, der uns zurückstehen heiße. Anerkennung denen, die am 20. Juli 1944 gegen Hitler aufstanden – aber Anerkennung und Ehrerbietung auch denen, die das Unheil schon früher zu verhindern trachteten, als es noch zu verhindern war, ohne zum Weltkrieg aufzubrechen. Anerkennung zudem deshalb, weil auf der heutigen Rechten wieder laut wird, was man für ewig verstummt glaubte: Zur Wehrtragung der CSU in Augsburg meinte vor wenigen Tagen der bayerische Kultusstaatssekretär Lauterbach, die Weimarer Republik sei von Literaten zu Fall gebracht worden.

Wir sollten vielleicht, großzügigerweise, annehmen, Herr Lauterbach habe, nicht ohne Selbstkritik, jenen Adolf Hitler gemeint, der ja tatsächlich in München, zu seiner Festungshaftzeit, von den bayerischen Behörden Gelegenheit bekam, sich als Literat zu betätigen und „Mein Kampf“ zu schreiben. Sollte der bayerische Staatssekretär dies so gemeint haben, dürfen wir ihn unserer Zustimmung versichern. Sollte er es aber anders

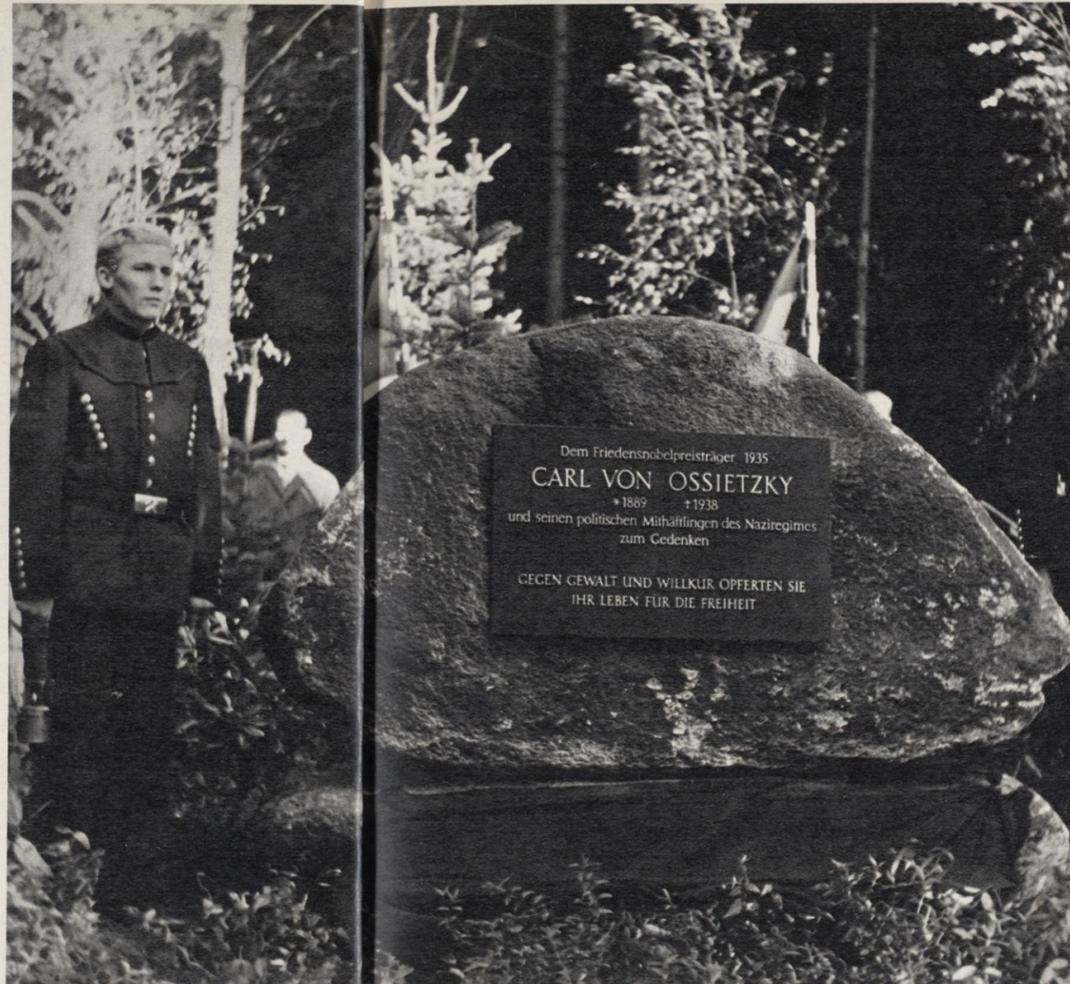
meinen, wie man's auch in der Welt, in der Welt am Sonntag, bei den Herrn von Studnitz und Winfried Martini lesen kann, so nehmen wir Anlaß, in aller Deutlichkeit zu erklären: Die Weimarer Republik ging nicht zugrunde an den Literaten und Publizisten wie Ossietzky, Tucholsky, Heinrich und Thomas Mann, Erich Mühsam; sie ging nicht an der Weltbühne zugrunde, nicht an denen, die den aufziehenden nationalistischen Ungeist analysierten, sondern an denen, die ihn vertraten. Sie ging nicht am Wort zugrunde, das vor den Grenzversetzern, vor den Großdeutschlandromantikern, vor den jüngeren Handgranatenmystikern und den dummdreisten Grabenkampfpikern warnte. Weimar ging nicht an den Warnern zugrunde, sondern an denen, vor denen gewarnt wurde.

Papenburg – inmitten einer Leidenslandschaft, den Totenklang des Moorsoldatenliedes in den Ohren, in tiefem Respekt vor den Männern in den Gräbern, in Respekt auch vor den Davongekommenen, und hier sollen keine Unterschiede gemacht werden, wie das heute so leicht und leichtfertig geschieht (ja, es waren auch viele Kommunisten hier in den Lagern, aber wer glaubt, einen abgestuften, verminderten Respekt bekunden zu müssen, der beweist nur seine moralische Unzuständigkeit), soll uns im Gedenken an den politischen Aufklärer und Publizisten Carl von Ossietzky der Wunsch einen, diesen seinen Tod ignorierend dort weiterzudenken, wo er, von den Nazis zu Tode geschunden, aufhören mußte. Und damit sind wir gehalten, nicht den üblichen, leichten Weg zu gehen: einen Kranz aufs Grab und zwei Sprüche gemurmelt. Die nationale Rechte ist in der Offensive, da kann sich die Vernunft weitere Passivität nicht leisten. Man trommelt wieder. Man trägt wieder Schwarz-Weiß-Rot und Ritterkreuz. In Bayern stellte sich einer in voller Hitler-Generalsmontur, behängt mit einem Dutzend Adolfskreuzen, zur Landtagswahl. Das ist nicht tot. Die Mumien regen sich. Die sind nicht ägyptisch, die sind germanisch. In Düsseldorf ertete Dönitz, als er erklärte, er fühle sich als ein in Nürnberg zu Unrecht Verurteilter, frenetischen Beifall; in der hochangesehenen, seriösen Tageszeitung Die Welt kann ein Winfried Martini antifaschistische Widerstandskämpfer als „Agenten“ und „Landesverräter“ abtun, in der Tagesschau des Fernsehens wurde uns am 10. Oktober 1966 um 20 Uhr ein gefangener Vietkong vorgeführt. Die ihn gefangengenommen hatten, schlugen ihn: der erste mit der Hand, der zweite mit der Waffe, der dritte trat ihm ins Gesicht. Dazu die Stimme des Sprechers: „Der Gefangene wird gefragt, wo er seine Waffe habe.“

Soweit ist es mit uns gekommen: Behaglich zurückgelehnt in den Sessel, ein Glas Bier vor uns, die Zigarette genießend, besichtigen wir das Weltgeschehen. Wir sehen, man schlägt einen Gefangenen, und wir

beruhigen uns bei der Auskunft, daß man ihn ja nur „befragt“! Prügel im Namen der Freiheit? Auch Foltern im Namen der Freiheit? Wer vernimmt die klare, deutliche Stimme Carl von Ossietzkys, die Stimme des Pazifisten, Demokraten, Moralisten; wer wagt es, diese Stimme aufzunehmen, gar, ihr zu folgen? Es gehört schon wieder Mut dazu. Es gehört Mut dazu, aber es gehört keine Phantasie dazu, sich vorzustellen, was der Friedens-Nobelpreis-Träger von 1935 heute, in unserer Lage, sagen und schreiben würde. In der Tat, welch ein Land, welch ein Volk, welch ein Zustand! Ausgangspunkt: Das Glück einer Niederlage, wie sie kein Jahrtausend vorher kannte. Ein Jahr Null mit allen seinen Chancen. Ein Volk, ausgeblutet, ausgehungert, eingesperrt in die von ihm verursachte und verantwortende Wüste, das Trümmerhaufenland und Bombenzielgebiet. Welches ein Glück: Vom Jahre Null an zwei Jahrzehnte Fleiß, Knochenarbeit, Klugheit, Sparsamkeit, Arbeitsdisziplin, um die andere Völker das deutsche beneiden.

Aber zugleich eine geistige Dumpfheit, moralische Unbedenklichkeit, politische Ahnungslosigkeit und Unbelehrbarkeit, um die jedes andere



Vor 30 Jahren erhielt der frühere Schriftsteller „Weltbühne“, Carl von Ossietzky, den Friedensnobelpreis. Die Nachricht erhielt er im Konzentrationslager Papenburg. Sadisten ihn so quälten, daß er kurz nach seiner Entlassung starb. Der Landesbezirk Niedersachsen des Dinstaltete an dem von der Gewerkschaftsjugend errichteten Mahnmal eine Gedenkstätte, bei der Werner Hansen von der Freigabe des Werkes von Ossietzky forderte und darauf hinwies, daß freie Menschen wie Ossietzky unbedingt Platz in der Gesellschaft haben müssen. Unter dem Motto „Carl von Ossietzky und die Gegenwart“ hielt der Schriftsteller Gerhard Zwerenz eine Rede, die wir hier veröffentlichen.

Volk uns zu beneiden sich hüten und so nun wir heute: Die Staatsfinanzen zerrüttet, die Wirtschaft in Schwierigkeiten, Bildungsnotstand sowieso, was man hochfahrend soziale Leistung nannte, heißt jetzt mit fixem Zungenschlag „Sozialklimbim“, was eine kluge Politik hätte erreichen können, setzte eine dümmliche unwahrhaftige Politik aufs Spiel, und nun brennen rechts die Sicherungen durch, der Wettlauf beginnt. Weil die NPD den nationalen Giftschrank öffnete, glaubt man ihn auch bei CSU und CDU öffnen zu müssen. Da soll der Teufel wieder einmal mit Beelzebub ausgetrieben werden. Wir weigern uns aber entschieden, an diesem allgemeinen, langvorbereiteten, staatsvölker- und friedensgefährdenden Rechtsruck teilzunehmen. Wir können nicht zulassen, daß die Deutschnationalen, nachdem sie zweimal ihren Weltkrieg verloren haben, die doppelte Niederlage im Nachhinein in einen Sieg verwandeln.

Der Nationalismus hat keine Zukunft, es sei denn, man setzte wieder auf die Zukunft von politischen Kurfuschern; und auch das hatte Ossietzky warnend voraus-

Foto: Resi Schmidt

richten hat. Unsere Politiker blieben diese Wahrheit schuldig und putschten ihre Wähler bewußt mit Illusionen auf. Man versprach Revision der Oder-Neiße-Grenze und das Verschwinden der DDR. Man spekulierte auf Grenzveränderungen, die tatsächlich nur durch Krieg zu bewerkstelligen gewesen wären. Da die Versprechungen der Politiker sich, nach zwei Jahrzehnten, als bloße Stimmenfängerei erwiesen, schlägt sich die Ernüchterung traditionell nieder, was, wie zu erwarten war, der deutschen Rechten zugute kommt.

Nun ist glücklicherweise noch längst nicht alles verloren. Wir sind schließlich ein Land nicht ohne fremde Armeen. Selbst wenn es ganz schlimm wäre – einzumarschieren brauchten die Alliierten nicht erst; sie sind noch da vom letztenmal.

Wir aber dürfen uns nicht auf Ossietzky berufen, blieben wir die nüchterne Analyse der Lage schuldig, und diese heißt: Die demokratische Republik steht noch aus. Wir können den Völkern nicht garantieren, daß wir keine Bedrohung mehr für sie sind. Wir wissen nicht, ob die Bundeswehroffiziere, die in Mittelfranken fleißig für die NPD warben, Zuwachs erhalten; wir befürchten es aber. Wir sehen mit äußerstem Argwohn, daß genau in den hessischen und bayrisch-fränkischen Gebieten, wo Hitler einst ersten, starken Zulauf bekam, nun die NPD erstarkt, und dies bringt den paradoxen Trost mit sich, daß diese Wiederholung wenigstens in Thüringen, wo Hitler einst ebensolchen Stimmenzuwachs verbuchen konnte, ausbleiben muß. Also ist es dahin gekommen: Die deutsche Teilung als einzige Sicherheit gegen das Ausbreiten der Deutschnationalen auf ganz Deutschland.

Nach dem ersten Weltkrieg, in beinahe schon wieder vergleichbarer Lage, schrieb einer, der Ossietzky nicht so unähnlich ist, Karl Kraus: „Das Verlangen der Feinde nach Auslieferung der deutschen Artillerie ist ein Wahnsinn. Logisch wäre nur das Verlangen nach Auslieferung der deutschen Weltanschauung, und dieses ist unerfüllbar.“

Es bedarf keines überscharfen Gehörs, durch den Krausschen Sarkasmus hindurch Trauer und prophetische Warnung zu vernehmen. Diese „deutsche Weltanschauung“, vor der zu warnen ist, hat zwei Seiten: Das Deutschland-erwache-Geschrei wildgewordener, aufgeputschter Kleinbürger und lebenslanger Zwergschüler – und die wahrhaft staunenswerte Blindheit jener Staatsorgane, die den Feind nur links zu suchen vermögen.

In einem für den Hausgebrauch des Bundesinnenministeriums verfertigten Gutachten, das am 1. Oktober 1966 abgeschlossen und von einem prominenten Beamten der Bundesrepublik unterzeichnet ist, heißt es: „Sofern unvorhergesehene politische Ereignisse die Gesamtsituation bis zu den Wahlen (in Hessen und Bayern) nicht noch erheblich verändern, dürfte die NPD ihr Wahlziel, Abgeordnete

in die Länderparlamente zu entsenden, nicht erreichen.“ Das ist nun mal ein Gutachten! Anderthalb Monate später zählen wir schon dreiundzwanzig NPD-Sitze. Vor lauter „Gefahr aus dem Osten“ und unnachsichtiger Kommunistenfresserei konnte man sich im Bundesinnenministerium wohl nicht mehr vorstellen, daß hierzulande der Feind immer noch rechts steht. Oder und dies ist mit eindringlichem Ernst zu fragen: Handelt es sich hierbei um jene traditionelle Blindheit, die schon die Staatsorgane von Weimar auszeichnete, als man den Feind links sehr wohl zu finden und härtestens zu bestrafen wußte, den Feind rechts aber duldet, stärkte und endlich an die Macht lancierte?

Kein General, kein Marschall, kein König kann uns mehr bedeuten und näherstehen als Carl von Ossietzky, dieser einsame, gemartete Mann, der zweifach umsonst gestorben ist: Die Deutschen vor drei Jahrzehnten kannten seine Bedeutung nicht, und hier und heute müssen wir seine Lauterkeit und Größe noch immer schützen und verteidigen, nicht nur gegen das, was sich im Unheilszeichen nationaler Regression neu formuliert, sondern auch gegen christlich sich nennende Kannegießer und Jaucheträger vom Schlage des bayrischen Kultus-Staatssekretärs Lauterbach.

Man muß feststellen, daß von dieser warnenden Stimme Ossietzkys kaum etwas gehört wurde. Ist man geläutert in einem Lande der nationalen Restauration, der nationalistischen Wiederaufrüstung in Ungeist und Tat, in einem Lande, das es zu seiner erklärten offiziellen Politik gemacht hat, die durch den letzten Krieg gezogenen Grenzen nicht anzuerkennen, sondern zu revidieren? In einem Land, wo, wie in Oberammergau, dem jüdischen Volk noch immer kollektiver Gottesmord vorgeworfen wird? Wo nach wie vor jüdische Grabmale geschändet werden? Wo rechtmäßig verurteilte Kriegsverbrecher daheim ihren Garten bestellen dürfen? Wo kranke Kriminelle totgeschlagen werden? Wo der hessische NPD-Vorsitzende Fassbender seinem Interviewer drohen kann: „Das Lachen wird Ihnen schon vergehen“?

Als Ossietzky am 23. Dezember 1932 durch Amnestie aus dem Gefängnis entlassen wurde, sagte er, in die Redaktion der Weltbühne zurückgekehrt, zu seinen Freunden: „Die Sitzung geht weiter.“

Fünf Wochen später waren die Nazis an der Macht. Noch einmal vier Wochen später war Ossietzky wieder in Haft. Man brachte ihn in die Konzentrationslager Sonnenburg und Papenburg. Anfang 1938 entließ man den Gemarteten. Am 4. Mai des gleichen Jahres starb er. Wir müssen, in voller Kenntnis des so warnenden wie auch verpflichtenden Doppeltons, der in diesem Worte mitschwingt, sagen: Die Sitzung geht weiter. Der Feind steht rechts!

Der DGB zur Notstandsgesetzgebung

Die Mehrheit der Bevölkerung weiß nichts über die gültigen Gesetze

Vom Notstand mag hierzulande in letzter Zeit noch soviel gesprochen oder geschrieben worden sein, es geschah immer nur andeutungsweise. So hat der Bundesbürger den bisherigen Diskussionen nur entnommen, die Notstandsgesetzgebung sei ein fernes, noch gar nicht aktuelles Thema. Die Nachrichten über die Verabschiedung der sogenannten sieben einfachen Gesetze, die ohne Grundgesetzänderung zustande kamen, waren so spärlich, daß sie trotz aller Aufklärungsbemühungen der Gewerkschaften nicht durchdrangen oder leicht verdrängt werden konnten. Wo Einzelheiten aus der Gesetzgebung flüchtig bekannt wurden, tat der an Freiheit gewöhnte Bundesbürger sie als wirklichkeitsfremd ab.

Frage an eine etwa 50 Jahre alte Dame: „Was wissen Sie über Lebensmittelkarten?“

Antwort: „Eine ganze Menge, aber das ist doch glücklicherweise vorbei!“

Frage an einen 35jährigen Familienvater: „Können Sie sich noch daran erinnern, wie man auf zweckmäßigste Weise ein Fenster verdunkelt?“

Antwort: „Als damit Schluß war, muß ich so etwa 14 Jahre alt gewesen sein. Wir hatten, glaube ich, Rollos mit dunkler Pappe. Aber was soll das? Damit haben wir doch nichts zu tun!“

Frage an einen 28jährigen Angestellten: „Können Sie sich etwas unter einem Klapphackspaten, einer Fangleine mit Tragebeutel, einem Gerät zur Selbstbefreiung oder unter einem Bergungstuch vorstellen?“

Antwort: „Nein, Sie müssen wissen, ich bin nicht bei der Feuerwehr.“

Frage an einen Bausparer, Facharbeiter mit einer vierköpfigen Familie, 44 Jahre alt: „Haben Sie für Ihr geplantes Eigenheim auch die Kosten für den Bau eines Schutzraumes vorgesehen?“

Antwort: „Davon weiß ich nichts, das wirft meine Planung durcheinander. Ich komme ohnehin nicht mit meinen Eigenmitteln zurecht und muß schon an den Kinderzimmern sparen.“

Frage an eine 29jährige Hausfrau: „Könnten Sie sich vorstellen, daß ein von den Behörden beauftragter Selbstschutzwart in Ihrem Vorratsraum nachprüft, ob Sie eine ausreichende Menge an Reis, Hülsenfrüchten, Konserven und Wasser angeschafft haben?“

Antwort: „Da sollte mir mal einer kommen. Den würde ich im hohen Bogen ...“

Frage an einen 30jährigen Autobesitzer: „Haben Sie bei der Anschaffung Ihres Wagens auch bedacht, daß er jederzeit von der öffentlichen Hand in Anspruch genommen werden kann?“

Antwort: „Das kommt überhaupt nicht in Frage.“
Unwissenheit, Unglauben und Empörung auf Fragen, die gar nicht so weit hergeholt sind. Diese Beispiele nötigen uns, sie fordern uns zur Aufklärung heraus.

■ Lebensmittelkarten und Bezugsscheine werden in jeder Stadt an einem geheimen Ort seit etwa drei Jahren für den Ernstfall aufbewahrt.

■ Nach einem Gesetz über den Selbstschutz der Zivilbevölkerung, auch Selbstschutzgesetz genannt, das am 1. Januar 1966 in Kraft treten sollte, hat jeder Eigentümer Vorkehrungen zu treffen, die eine sofortige Verdunkelung ermöglichen.

■ Der Eigentümer eines Gebäudes ist nach dem Selbstschutzgesetz verpflichtet, Batterieempfänger für Rundfunkdurchsagen und Geräte zur Brandbekämpfung und Selbstbefreiung zu beschaffen und bereitzuhalten. Die Kosten können auf die Mieter anteilig umgelegt werden.

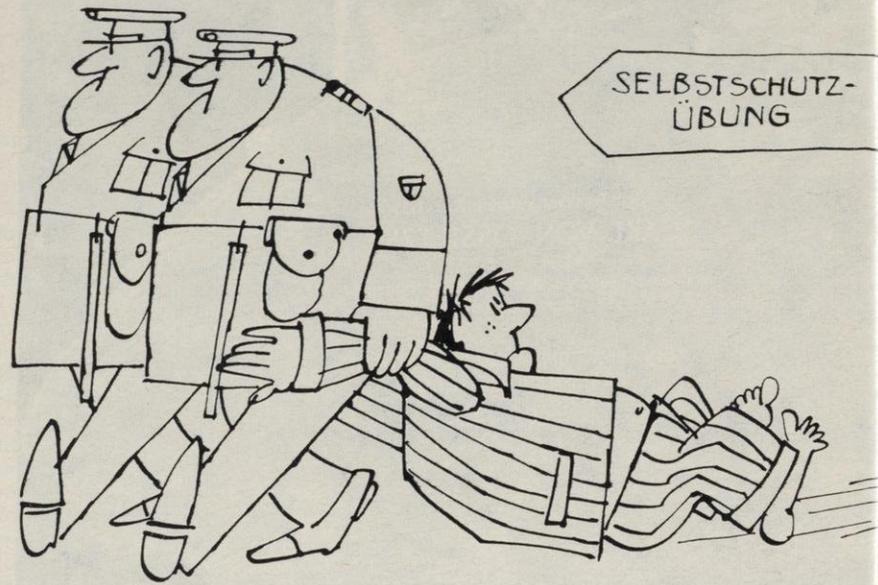
■ Inhaber und Angehörige eines Betriebes sind zum Selbstschutz im Betrieb verpflichtet.

■ Wer Gebäude errichtet, hat auf seine Kosten Schutzräume zu schaffen.

■ Jeder Haushaltsvorstand muß für seinen Haushalt einen Notvorrat an Lebensmitteln für 14 Tage beschaffen und bereithalten.

■ Wer als Leistungspflichtiger im Sinne des Bundesleistungsgesetzes vorsätzlich sein in Anspruch genommenes Kraftfahrzeug nicht zur Verfügung stellt, kann mit einer Geldbuße bis zu 50 000 DM belegt werden.

■ Folgende Grundrechte werden eingeschränkt:
Recht auf körperliche Unversehrtheit (Artikel 2 GG),
Freiheit der Person (Artikel 2 GG),
Freizügigkeit (Artikel 11 GG),
Unverletzlichkeit der Wohnung (Artikel 13 GG),
freie Entfaltung der Persönlichkeit (Artikel 2 GG),
Freiheit vom Arbeitszwang (Artikel 12 GG),
Unverletzlichkeit des Eigentums (Artikel 14 GG).



... kann jeder herangezogen werden

Der Selbstschutzwart wird für jeden Bürger zum Vorgesetzten

Das Selbstschutzgesetz, das schon zu Beginn des Jahres 1966 in Kraft treten sollte, wegen der finanziellen Folgen für die öffentlichen Haushalte jedoch um zwei Jahre aufgeschoben wurde, stellt einen spürbaren Eingriff in die persönliche Freiheit des Bundesbürgers dar. Selbstschutzpflichtige sind alle Frauen und Männer vom Jugend- bis zum Ruhestandsalter.

Das Selbstschutzgesetz verpflichtet jeden, Ausrüstungsgegenstände zum Schutz gegen Einwirkung radioaktiver Niederschläge, gegen chemische Kampfstoffe und biologische Kampfmittel sowie die notwendigen Arznei- und Verbandsmittel zu beschaffen. Der Haushaltsvorstand wird verpflichtet, für sich und seine Familie ausreichenden Notvorrat für 14 Tage anzulegen. Dazu gehört auch die Bevorratung mit Wasser. Wer Eigentümer eines Gebäudes oder Eigentümer von Gebäudeteilen ist, wird verpflichtet, Batterieempfänger für Rundfunkdurchsagen sowie Geräte zur Brandbekämpfung und Selbstbefreiungswerkzeuge zu beschaffen. Daneben wird von Eigentümern und Besitzern von Gebäuden verlangt, Vorkehrungen für Verdunkelungen zu treffen.

Die vom Selbstschutzpflichtigen zu tragenden Kosten belaufen sich für einen Vier-Personen-Haushalt auf schätzungsweise mindestens 500 DM.

Alle Bürger zwischen 16 und 65 Jahren müssen an den turnusmäßig stattfindenden Ausbildungsveranstaltungen teilnehmen. Das ergibt eine zeitliche Belastung, die im Einzelfall 120 Stunden und mehr im Jahr betragen kann.

Selbstschutzpflichtige sind immer im Dienst. Zu Hause und am Arbeitsplatz müssen sie sich bereithalten. Das alles gilt nicht nur im Ernstfall, sondern auch in Friedenszeiten. Praktisch wird das so vor sich gehen: Der Chef der Verwaltung ernennt Selbstschutzbezirksleiter. Diese ziehen Selbstschutzhelfer heran. Es gibt aber viele Kommandostellen. Außer dem Bezirksleiter auch den Teilbezirksleiter und schließlich für jedes bewohnte Gebäude den Selbstschutzwart.

Der Selbstschutzwart berät die Hausbewohner. Er wird nachprüfen, ob wir verdunkeln können, ob wir genug Lebensmittel und Wasser gelagert haben und ob unser Dachboden entrümpelt ist. Er kann uns in den Keller oder zum Dienst an der Feuerspritze kommandieren. Die Leiter der Selbstschutzbezirke und die Selbstschutzwarte tragen Uniform. Wer nicht spurt, für den sieht das Gesetz Zwangsmaßnahmen vor. Ordnungswidrigkeiten werden mit Geldstrafen bis zu 5000 DM geahndet. Jeder macht sich strafbar, der ohne anerkanntem Grund „der Anordnung zur Teilnahme an einer Ausbildungsveranstaltung nicht nachkommt“!

Der Betriebsinhaber wird zum Selbstschutzkommandeur

Wenn das Selbstschutzgesetz in Kraft tritt, wird der Arbeitnehmer im doppelten Sinne Untergebener. Der Inhaber eines Betriebes ist dann auch Kommandeur des Betriebsselbstschutztrupps. Die Teilnahme am Betriebsselbstschutz ist Pflicht aus dem Dienst- oder Arbeitsverhältnis. Wer nicht mitmacht, kann fristlos entlassen werden.

Der Inhaber eines Betriebes ist bei Gefahr befugt, „auch vorübergehend Anwesende“ zu Selbstschutzaufgaben heranzuziehen. Ein Selbstschutzpflchtiger hat auch nicht unbedingt das Recht, bei Gefahr den Arbeitsplatz zu verlassen, um sich zu Hause um seine Familie zu kümmern.

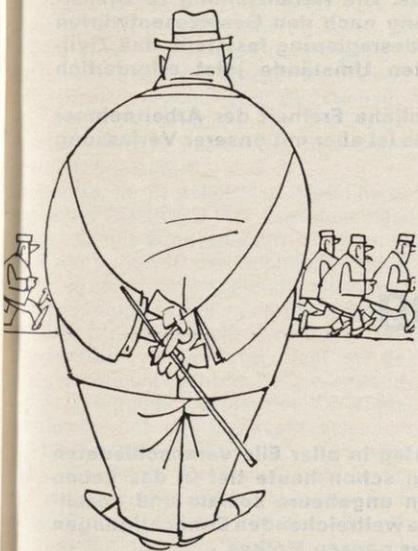
Die Ausbildung im Betriebs- oder Werksselbstschutz findet zwar während der Arbeitszeit statt, es ist aber zu befürchten, daß die ausfallende Arbeitszeit durch Mehrarbeit ausgeglichen wird. Das ginge jedoch nur auf Kosten der Gesundheit der Arbeitnehmer.

Finden Wohnstätten-Grundausbildungen oder gemeinsame Ausbildungsveranstaltungen während der Arbeitszeit statt, so hat der Arbeitnehmer Verdienstausschlag, weil der Arbeitgeber für diese Zeit den Lohn nicht fortzuzahlen braucht.

Vier von fünf Bundesbürgern können sich einfach nicht vorstellen, daß sie eines Tages auf Befehl ihres Chefs oder eines Selbstschutzwartes übungshalber Wassereimer schleppen, Einreißhaken schwingen oder Brechstangen handhaben sollen.

Eine 22jährige Stenotypistin: „Damit werden wir Frauen doch wohl nichts zu tun haben!“ Irrtum: Das Gesetz macht keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern. Befreiung ist nur für Schwerbeschädigte, Geistliche und Schwangere vorgesehen.

Ein 28jähriger Lagerverwalter: „Wenn der Alte meint, er könne mich herumkommandieren, zum Wasserschleppen oder so, dann irrt er sich aber gewaltig.“ Stimmt nicht: Bei Weigerung kann er entlassen werden.



„Dienstpflichtige, marsch, marsch!
... Schade, daß Vater das nicht mehr erleben durfte; er hatte immer so viel Ärger mit seinen Arbeitern!“

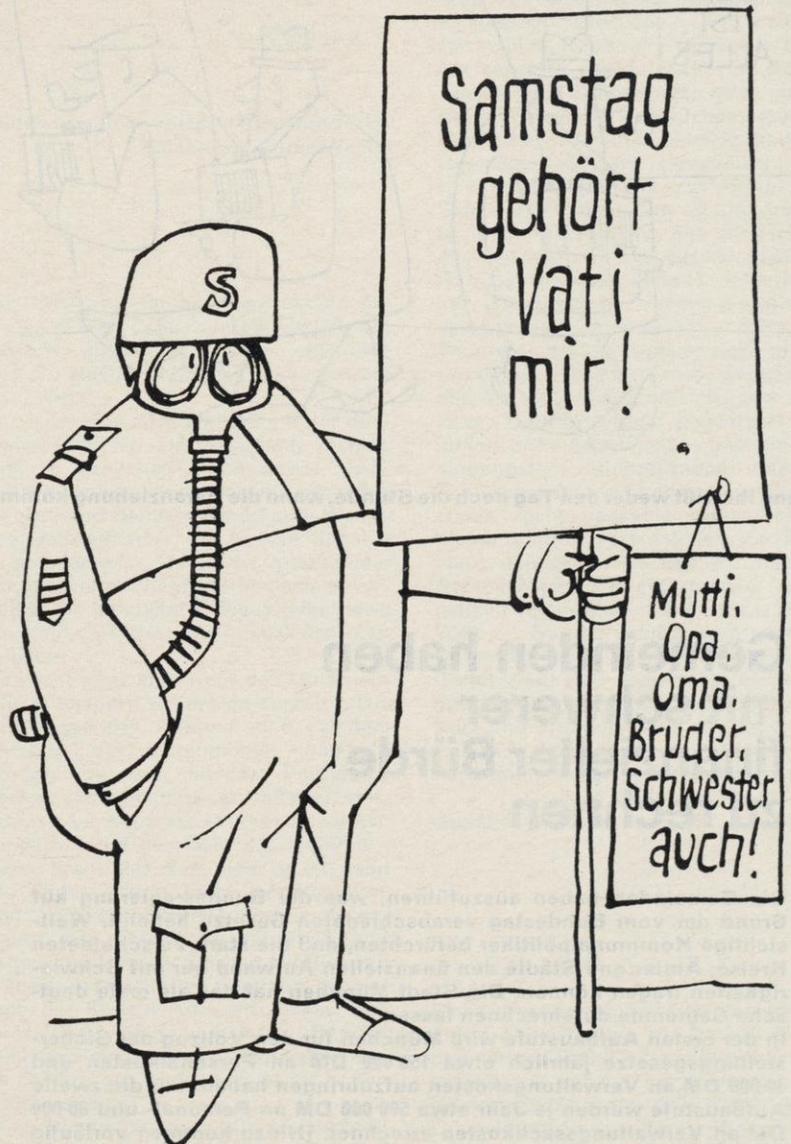
Baukosten und Mieten steigen

Das Schutzbaugesetz verpflichtet den Bauherrn, Schutzräume anzulegen. Die Kosten hierfür hat der Bauherr grundsätzlich selbst zu tragen. Bei Miethäusern kann der Eigentümer die zusätzlichen Kosten auf die Mieter abwälzen. Für den Vier-Personen-Haushalt eines Bau-sparers würden sich demnach zusätzliche Belastungen in Höhe von rund 3000 DM ergeben.

Zivilschutzkorps

Das Zivilschutzkorpsgesetz sieht die Aufstellung eines Zivilschutzkorps vor. Seine Stärke soll erst vom Bundesminister des Innern gemeinsam mit den Ländern festgelegt werden. Nach den bisher bekanntgewordenen Unterlagen ist eine Stärke von 200 000 Mann vorgesehen. Bis zur Vollendung seines 40. Lebensjahres kann jeder Mann zur vier Monate dauernden Grundausbildung herangezogen werden. Neben dieser Grundausbildung sind Übungen vorgesehen. Bis zur Vollendung des 40. Lebensjahres können sie bis zu acht Monaten dauern, wer zum Unterführer oder Führer befördert wird, kann bis zu zwölf Monaten herangezogen werden. Nach Vollendung des 40. Lebensjahres bis zum 45. Lebensjahr dauern die Übungen zwei Monate. Daneben können Alarmübungen durchgeführt werden für alle bis zum 40. Lebensjahr. Eine Alarmübung dauert in der Regel zwei Tage. Schließlich besteht die Pflicht zur Bereitschaft, die auch im Nicht-Verteidigungsfalle von der Bundesregierung angeordnet werden kann, wenn sie es den Umständen nach für erforderlich hält. Die Dienstpflichtigen haben sich dann an ihren ständigen Aufenthaltsort zu begeben, wobei ihnen lediglich das zeitweise Verlassen des Aufenthaltsraumes gestattet werden kann.

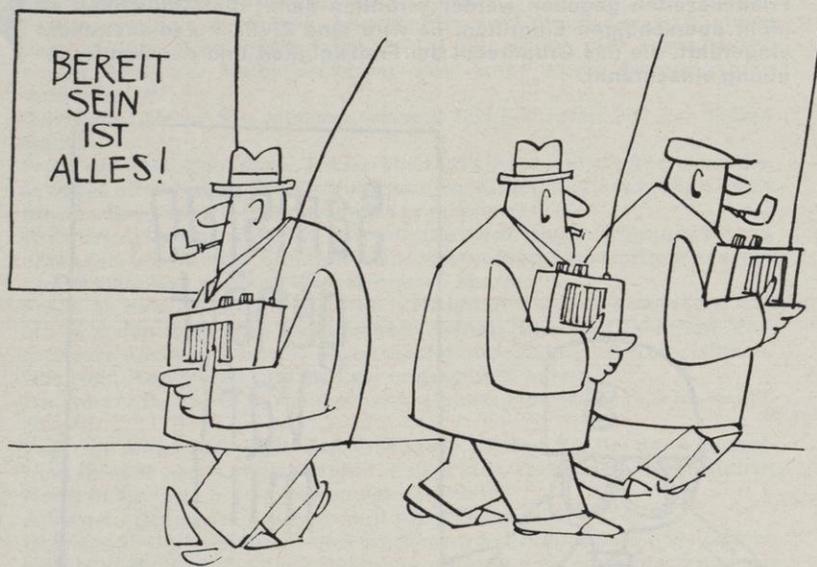
Die allgemeinen Verpflichtungen nach dem Zivilschutzkorpsgesetz und die außergewöhnlichen Vollmachten, die der Exekutive schon in Friedenszeiten gegeben werden, eröffnen damit die Möglichkeit zu nicht übersehbaren Eingriffen. Es wird eine Zivilschutzdienstpflicht eingeführt, die das Grundrecht der Freizügigkeit und der Berufsausübung einschränkt.



Die Sicher- stellungsgesetze

Zu den vom Bundestag verabschiedeten einfachen Notstandsgesetzen gehören auch das Wirtschafts-, Verkehrs-, Ernährungs- und Wassersicherstellungsgesetz. Diese Gesetze sind ausnahmslos nicht auf den sogenannten Verteidigungsfall beschränkt, sondern im Rahmen der Vorbereitung für den Verteidigungsfall kann die Bundesregierung zu diesen Gesetzen Rechtsverordnungen erlassen, die der gesamten gewerblichen Wirtschaft die Verfügungsgewalt über Produktion und Absatz entziehen. Die Bundesregierung muß diese Rechtsverordnungen nur aufheben, wenn Bundesrat und Bundestag dies verlangen. Es genügt also eine einfache Feststellung der Bundesregierung, daß der Erlaß von Rechtsverordnungen zur beschleunigten Verteidigungsbereitschaft erforderlich ist.

Das Land Hessen hat zu der sehr weitgehenden Ermächtigung der Bundesregierung während der Beratung dieser Gesetze im Bundesrat erklärt: „Die Sicherstellungsgesetze halten wir für verfassungswidrig. Sie sind reine Ermächtigungsgesetze, die der Exekutive außerordentliche Vollmachten schon in Friedenszeiten geben.“



... denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde, wann die Heranziehung kommt!

Gemeinden haben mit schwerer finanzieller Bürde zu rechnen

Die Gemeinden haben auszuführen, was die Bundesregierung auf Grund der vom Bundestag verabschiedeten Gesetze befiehlt. Weit-sichtige Kommunalpolitiker befürchten, daß die stark verschuldeten Kreise, Ämter und Städte den finanziellen Aufwand nur mit Schwierigkeiten tragen können. Die Stadt München hat das als erste deutsche Gemeinde durchrechnen lassen.

In der ersten Aufbaustufe wird München für den Vollzug der Sicherstellungsgesetze jährlich etwa 150 000 DM an Personalkosten und 40 000 DM an Verwaltungskosten aufzubringen haben. Für die zweite Aufbaustufe wurden je Jahr etwa 500 000 DM an Personal- und 80 000 DM an Verwaltungssachkosten errechnet. (Hinzu kommen vorläufig jährlich 30 000 DM Personalkosten auf Grund des Selbstschutzgesetzes und 200 000 DM aus dem Vollzug des Schutzbaugesetzes.)

Noch happiger nehmen sich die Kosten aus, die München für die Selbstschutzausrüstung auszugeben haben wird. Es handelt sich hier um Verpflichtungen, die auf die Stadt als Eigentümer der Verwaltungsgebäude und Anstalten sowie als Betriebsleiter der städtischen Werke im Rahmen des Behördenselbstschutzes zukommen. Für die Ausrüstung der Einsatzstaffeln in 80 Verwaltungsgebäuden werden 1 200 000 DM gebraucht. 2 100 000 DM werden für die Ausrüstung der Einsatzstaffeln in 140 Schulen benötigt. 2 830 000 DM muß München bereitstellen, wenn 30 000 Selbstschutzkräfte in den Verwaltungsstellen und in den städtischen Werken vorschriftsmäßig ausgerüstet werden sollen.

Atemberaubend sind die Summen, die auf Grund des Schutzbaugesetzes im Etat der Stadt München auftauchen werden.

Sachverständige haben geschätzt, daß als Folgen der zusätzlichen Belastungen, die auf die Gemeinden zukommen, etwa 12 bis 15 v. H. weniger Sozialwohnungen, 25 bis 40 v. H. weniger Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten, Altenheime und ähnliche Gemeinschaftseinrichtungen gebaut werden.

München hat als Gebäudeeigentümer an einmaligen Kosten für den Bau von Schutzräumen allein in Wohngebäuden etwa 27 567 000 DM zu tragen, für Schutzräume in Schulen 87 750 000 DM und für Schutzräume in Verwaltungsgebäuden 21 000 000 DM.

Weitere Notstandsgesetze geplant

Die dargestellten sieben einfachen Notstandsgesetze sind im vergangenen Jahr verabschiedet worden. Daß ihr Inkrafttreten zum Teil aus finanziellen Gründen hinausgezögert wurde, bedeutet nicht, daß der Bund die Absicht hat, sie auf die lange Bank zu schieben. Dagegen sprechen schon die Vorbereitungen. Noch nicht verabschiedet sind drei weitere einfache Gesetze, nämlich das Erkennungs-, das Aufenthaltsregelungs- und das Zivildienstgesetz.

Die tiefgreifendsten Eingriffe bringt das Zivildienstgesetz. Es sieht im Entwurf die Möglichkeit vor, freie Arbeitsverhältnisse in Zwangsdienstverhältnisse umzuwandeln. Es schließt das Recht auf Kündigung und Streik praktisch aus. Die Heranziehung zu Dienstleistungen nichtmilitärischer Art kann nach den Gesetzesentwürfen schon dann erfolgen, wenn die Bundesregierung feststellt, daß Zivildienstleistungen für die dargelegten Umstände jetzt erforderlich sind.

Ein derartiger Eingriff in die persönliche Freiheit der Arbeitnehmer und die freie Wahl des Arbeitsplatzes ist aber mit unserer Verfassung nicht vereinbar.

Totale Erfassung droht

Die 1965 vom 4. Deutschen Bundestag in aller Eile verabschiedeten einfachen Notstandsgesetze greifen schon heute tief in das Leben eines jeden Bürgers ein und haben ungeheure soziale und gesellschaftspolitische Auswirkungen. Die weitreichenden Ermächtigungen ermöglichen die totale Erfassung des ganzen Volkes.

Um so bedauerlicher ist es, daß Bevölkerung und Abgeordnete über den Inhalt solch problematischer Gesetze schlecht oder gar nicht informiert waren; ein für eine freiheitliche Demokratie denkbar unwürdiger Regierungsstil.

Berechnungen neutraler Stellen haben ergeben, daß für die einfachen Notstandsgesetze ein Kostenaufwand von jährlich 13 Milliarden DM über Jahrzehnte hinaus erforderlich sein wird. Das sind nicht weniger als 233,50 DM je Kopf der Bevölkerung Jahr für Jahr.

Die finanzielle Last, die jeder in der Bundesrepublik für den zivilen Bevölkerungsschutz zu tragen hat, ist damit mehr als 30mal so hoch wie in den USA und etwa 60mal so hoch wie in England.

Namhafte Wissenschaftler weisen darauf hin, daß die für den zivilen Bevölkerungsschutz vorgesehenen Maßnahmen trotz ihres gewaltigen finanziellen Aufwandes letztlich nutzlos sind. Die zuverlässigste Maßnahme, um die Wahrscheinlichkeit des Todes der Menschen in einem Krieg herabzudrücken, ist diejenige Politik, die den Krieg verhindert. Daher hat der Deutsche Gewerkschaftsbund wiederholt die verantwortlichen Mächte in der Welt aufgefordert, alles zu unternehmen, um den Frieden in der Welt zu sichern.

Ein Bild wie Milch und Blut

Unternehmer über alles, über alles in der Welt

Das Unternehmertum steht im Kampf um sein öffentliches Ansehen ganz allein und auf der ganzen Linie in der Defensive. Um das Unternehmerbild in der deutschen Öffentlichkeit aufzupolieren, sollte man eine Anzeigerserie in „aufrechter, wahrer und somit verblüffend überzeugender Form“ starten. Der so sprach, heißt Dr. Rudolf Krämer-Badoni und betätigt sich als Schriftsteller. Generalkonsul Hans Klenk, Inhaber der Hakle-Werke (Mainz), meinte, der Unternehmer müsse immer wieder Fakten schaffen, die seine Leistungen, seine Fürsorge für das Allgemeinwohl in der Öffentlichkeit bekannt machen, und er habe sich dazu der Massenkommunikationsmittel zu bedienen. Der geschäftsführende Gesellschafter der Fa. Weck & Co., Alphons Horten: „Es ist von höchster Wichtigkeit, daß nicht nur die Sozialpartner, sondern auch die gesamte Öffentlichkeit die Funktion des Unternehmers besser verstehen.“ Dr. Dr. Ernst Schneider, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages: „Unternehmerische Verbände und die Unternehmer als einzelne selbst müssen diese Aufgabe des Unternehmertums (das unternehmerische Element in unserer Gesellschaft zu verstärken) offensiver als bisher in die Öffentlichkeit tragen.“ Die Meinungsforscherin Noelle-Neumann: „In den letzten 15 Jahren ist nichts in Deutschland geschehen, um das marxistische Bild des Unternehmers als Ausbeuter nennenswert abzutragen.“ Frau Dr. Lily Joens, 1. Vorsitzende der Vereinigung von Unternehmerinnen e. V.: „In keiner anderen Industrienation der freien Welt wird die Auseinandersetzung über die Unternehmerwirtschaft und mit den Unternehmern in so gehässiger Weise geführt wie gerade bei uns.“ Wer sich und seine Klasse für so verfeindet und verfolgt hält, der greift auch zu grobkalibrigen Geschützen. Wie Herr K. Schmid beispielsweise: „Wir haben in Stuttgart in diesen Tagen einen Vortrag über Neid in der Wirtschaft gehabt. Da wurde in der Diskussion herausgestellt, daß ein gerader Weg von der Demagogie der Hexenverbrennung zu der Demagogie der Judenvernichtung und zu der Demagogie der Verzerrung des Unternehmerbildes führt.“ Immerhin, im Protokoll des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 – vor dem diese infame Entgleisung passierte – steht nach den Worten des Herrn Schmid: Unruhe. Unruhig sind Deutschlands Unternehmer allerdings vor allem darüber, daß sie in der Bundesrepublik „verfolgt“ und „verketzert“ werden und nicht so gepriesen, wie sie es ihrem Selbstverständnis nach eigentlich verdienen. Da tröstet wenig das Lob des Bundeskanzlers von ehemals, Ludwig Erhard: „... ich hätte nicht die Politik der Sozialen Marktwirtschaft, wesentlich beruhend auf der Freizügigkeit und auf der Initiative und der Tüchtigkeit des Unternehmers, eingeleitet und in die Welt gesetzt, wenn ich nicht von einem grenzenlosen Vertrauen in den Unternehmer erfüllt wäre...“ Auch der militärisch forschende geistliche Beistand des Landesbischofs Lilje vermag die Scharte nicht auszuwetzen, zumal er noch im Konjunktiv erfolgte: „Wenn die These zutrifft, daß der Unternehmer überraschenderweise noch ein Element der Freiheit in der modernen technisierten und apparatisierten Welt darstellt, ist eines sicher: er würde dann in jedem Falle sozusagen zum Stoßtrupp der Entwicklung von heute gehören; er würde in der vordersten Kolonne marschieren.“ Ja freilich, mit solchen Lappalien können sie sich nicht zufriedengeben, ebenso wenig wie mit den doch im großen und



„Wieder so eine verstaubte Gewerkschaftsidee aus dem vorigen Jahrhundert!“
Karikatur: Jupp Wolter

ganzen recht stattlichen Bankkonten – vom Investitionsbesitz ganz zu schweigen! – und mit der durchweg unternehmerfreundlichen Wirtschaftspolitik der letzten 17 Jahre. Da zitiert der Bankier Johann Philipp Freiherr von Bethmann geschwind den guten alten Goethe: „Nur die Lumpen sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat.“ Aber was soll's. Das Anliegen der Unternehmer ist klar. Ein Hundsfott, der hier solidarische Mithilfe verweigert. Sie, die schon soviel dem Gemeinwohl opferten, sollen nicht auch noch Annoncen finanzieren müssen, die ihrem Image wieder auf die Beine helfen. So veröffentlichen denn wir, Sozialpartner durch und durch – bis aufs Mark, bis auf die Knochen – Selbstdarstellungen der Unternehmer. Wohl wissend allerdings, daß es auch bei ihnen „schwarze Schafe“ gibt, die in dieses Klischee nicht passen. Wie aber sehen sich die Unternehmer? Eine Befragung, veranlaßt von der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, ergab: Sie sehen sich vor allem als „selbstbewegte“ Individuen, deren Verhalten und Entscheiden die Umwelt überrascht. Der „Sozialgehorsam“, also die Bereitschaft zu tun, was „man“ tut, zählt in ihren Augen nicht zu den erstrebenswerten Eigenschaften. Fern vom Streben nach „Geborgenheit des Abhängigen“ sehen sie ihre Aufgabe in der Gestaltung. „Befriedigung wird dann gefunden, wenn etwas, was zunächst

nur Gedanke, Einfall, Idee, mithin immateriell war, später als Materialisiertes meßbar, abzählbar, greifbar geworden ist.“ So stand es Mitte November 1966 in der „Welt“. Auch der Hauptgeschäftsführer der Bundesvereinigung, Dr. Wolfgang Eichler, kam zu ähnlichen Ergebnissen: „Individualistisches und unkonventionelles Denken und Handeln gehört zum Wesen des Unternehmers, der in kein Schema zu pressen ist... Der durch unternehmerisches Denken geprägte Mensch ist vorrangig ein handelnder Typus, nicht etwa ein betrachtender, nachdenklicher oder lesender...“ Das trifft ganz sicher auf den Unternehmer Klingensporn zu, der da sprach: „Die Leistungen des Aufbaus sind mit dem Herzblut der Unternehmer gemacht worden und nicht mit dem Verstand.“ Weiter: „Es ist nicht wahr, daß der Unternehmer der Kopf des Unternehmens ist, sondern er ist das Herz des Unternehmens. Wenn das Herz nicht da ist, kann das Unternehmen nicht weitergehen.“ Und: „Unsere Betriebe und auch der meine sind nicht nur mit Fleiß und Schweiß aufgebaut. Sie sind mit Blut und Tränen erstellt.“ Von Verstand scheint auch der Konsul Albrecht Pichert aus Düsseldorf wenig zu halten: „Der Intellektuelle kommt vom Rationalen her, die Sphäre der Wirtschaft ist im hohen Maße irrational!“ Seine Schlußfolgerung, die einleuchtet: „Der Unternehmer muß sich als Schlüs-

selgestalt der künftigen gesellschaftlichen Ordnung empfinden.“ Präsident Dr. Dr. Schneider: „Die innere Politik insgesamt muß sich in viel höherem Maße ihrer Verantwortung gegenüber der unternehmerischen Wirtschaft bewußt werden.“ Der Unternehmer Dr. Alfred Fr. Flender: „Die Selbständigen sind – das kann ich nicht oft genug wiederholen – die eigentlichen Garanten für die Freiheit unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung.“

An Selbstbewußtsein fehlt es den Unternehmern offensichtlich nicht. Aber an Anerkennung. Wieder Klingensporn, „...daß auch der Unternehmer als Mensch – er will gar keinen Ruhm – anerkannt und gewürdigt wird und nicht als vitaler Ausbeuter, das wäre ein kleiner Trost für die vielen Opfer, die der Unternehmer bringen muß.“

Ein schaurig-schönes Bild, das Unternehmerbild, gemixt aus der Milch der frommen Denkungsart und Herzblut, bekränzt mit Lorbeer. Wer allerdings meint, wie Bankier von Bethmann, daß die Unternehmer selbst die schlechtesten Verfechter ihrer Sache sind, nun, für den haben wir noch zwei Professoren parat. Goetz Briefs: „Von großer Bedeutung in der Verzerrung des Bildes vom Unternehmer ist die eigentümliche Abwandlung der demokratischen Idee zum Demokratismus. Dieser Demokratismus wittert Herrschaft in allen Formen gesellschaftlicher Existenz, ob das nun der Staat, die Kirche, die Erziehung, die Familie oder natürlich das Militär sei. Unverkennbar ist heute die Neigung, die Demokratie zur verbindlichen Weltanschauung zu steigern.“ Wem das immer noch nicht reicht, bitte, für ihn den stärksten Tobak, Professor Dr. Helmut Schoeck. Der bezeichnet das Streben nach mehr sozialer Gerechtigkeit als Auswüchse renitenter Neidhämmer, einen Rückfall in die Motivlage unentwickelter Naturvölker. Aber von diesem „zurück zur Natur“ hält Schoeck nichts: „Das 20. Jahrhundert ist in der Freisetzung des Neiders und des abstrakten, zum gesellschaftlichen Prinzip erhobenen Neides weitergegangen als irgendeine frühere Gesellschaft seit der Stufe der Naturvölker.“ Na bitte! Was aber hat der bislang auf Irrpfaden wandelnde arbeitnehmende Zeitgenosse nun zu tun? Buße? Gewiß, und tätige Reue. Freiwillige harte Mehrarbeit – natürlich ohne Bezahlung – und eine bedingungslose Unterordnung unter die Führergestalt des Unternehmers wären schon recht passable erste Schritte. Kleine Schritte, versteht sich. Zweifellos müßte hinzukommen, daß die deutsche Nationalhymne neu getextet wird: Unternehmer über alles, über alles in der Welt... So und nicht anders kann das Unternehmerbild – von der Parteien Gunst und Haß verwirrt – wieder zu strahlender Schönheit auferstehen, zu Nutz und Frommen aller Gutmeinenden im Lande. Denn was gut ist für den Unternehmer, ist auch gut für Deutschland.

Gunther Heyder

Einen erheblichen Teil der hier verwendeten Zitate fanden wir in: Wir Unternehmer von F. C. Delius. Eine Dokumentar-Polemik anhand der Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 in Düsseldorf. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, Quartheft 13. 94 S., kart. 5,80 DM.

Der Privatsekretär

Kurzgeschichte von Budd Schulberg (Autor von „Schmutziger Lorbeer“ und „Faust im Nacken“)

K. C. Baxter studierte den jungen Mann, der sich auf seine Annonce gemeldet hatte. Er studierte ihn nicht nur, er war sich dessen auch wohl bewußt, denn, wie die Leser der berühmten Romane von Baxter wußten, war KCB ein großer Studierer der menschlichen Natur. In der „Profil“-Serie, einer weitverbreiteten Zeitschrift, stand zu lesen, daß der große Mann gesagt habe, sein Beruf sei gleichzeitig seine Berufung, denn „meine Leidenschaft ist, Menschen zu studieren – ihre Gesichter zu lesen, ihre Gesten, ihr Schweigen; meine Mitmenschen hören nicht auf, mich zu faszinieren, herauszufordern und zu unterhalten“.

Diese Bemerkung war für KCB charakteristisch. Sein erster Roman – KCB war erst achtundzwanzig – hatte sofort Erfolg, und in den vergangenen Jahrzehnten war er seinem bewunderungswürdigen Vorsatz, „meinen Lesern alle zwei Jahre einen neuen Roman zu schenken“, nur einmal untreu geworden.

„In dieser unsichersten aller Unternehmungen“, so sagte sein Verleger gern, „ist ein Baxter-Roman eine der wenigen sicheren Sachen.“

KCB gönnte dem jungen Mann, der sein Sekretär zu werden wünschte, ein zurückhaltendes Lächeln. Der junge Mann war ein entschieden uneinnehmendes Geschöpf. Er war klein und dürr und blaß. Baxter hatte seine Zweifel.

Sogar der Name, Sheldon Dicks, schien ein wenig ausgefallen und weltfremd. Wäre die Zeit nicht so knapp gewesen, hätte er gerne noch einige andere Bewerber interviewt, doch befand er sich im Augenblick ziemlich im Druck. Sein letzter Roman, Meines Vaters Haus, hatte sich nicht nur an die Spitze der Bestsellerliste geschoben, sondern war auch von den Kritikern mit überschäumendem Beifall begrüßt worden.

Es seien Leserzuschriften zu beantworten, etwa zwanzig pro Tag, erklärte Baxter dem jungen Mann. Auch müßten Telefongespräche erledigt werden. Es sei Aufgabe des jungen Mannes, die lästigen Anrufe von den wichtigsten zu scheiden. Und dann müsse der Terminkalender mit den Vorträgen und Veranstaltungen up to date gehalten werden. Und Besucher seien abzuwimmeln: Autographensammler, Publicity. Sucher, Jobjäger, Verkäufer, Wohltätigkeitsbittsteller. „Die würden alle hereinkrabbeln kommen und mich stückweise davontragen, wenn wir nicht einen starken Riegel vor die Tür schieben würden.“

Sheldon Dicks hatte wenig Ähnlichkeit mit einem starken Riegel, aber er sagte, er werde es versuchen. „Noch ein Wort zum Schluß“, sagte Baxter mit seiner müden Stimme. „Ich ersehe aus Ihren Referenzen hier, daß Sie ein paar Gedichte und Sachen in College-Zeitschriften veröffentlicht haben. Zu den Verderbnissen in meiner Laufbahn gehört der kommende Mochtegen-, Wird's-nie-Schriftsteller.

Freunde, die mich anflehen, ich möge mir doch die ersten drei Kapitel des Romans ihres Neffen ansehen. Junge Leute, die schreiben, daß sie nichts von mir wollen außer einer halben Stunde Rats. Jedermann auf dieser Welt scheint ein Manuskript in der Schublade zu haben. Hinter jedem Busch und unter jedem Bett verbirgt sich ein ungeschliffener literarischer Diamant, sozusagen...“ Sheldon Dicks machte eine Feststellung,

daß diese Art von Mataphernmixturen in Baxters Prosastil nicht eben selten vorkam, doch blieb sein Gesicht ausdruckslos ernst – eine Waffe des passiven Widerstandes, die er als Ausgleich für seine Empfindlichkeit gegenüber nichtsagender oder ungraziöser Sprache und Schreibe entwickelt hatte.

„Wenn Sie also“, fuhr Baxter fort, „irgendwelche literarischen Ambitionen

haben, wenn Sie danach streben, ein zweiter T. S. Eliot oder William Faulkner oder gar K. C. Baxter zu werden, nun, dann finde ich das ausgezeichnet – vorausgesetzt, daß Sie solche Ambitionen nicht in meiner Zeit oder mit meinem Wissen kultivieren. Mit anderen Worten: Ich möchte keine schmutzigen kleinen Manuskripte unter meine Nase geschoben bekommen mit einem wehleidigen „Ob Sie wohl, wenn Sie's gut finden, die Güte haben würden, es Ihrem Verleger zu zeigen.“

Sheldon Dicks hatte in der Tat ein Manuskript, ja, sogar mehrere, und er fragte sich zaghaft, wie Baxter wohl angefangen haben mochte. War er voll ausgereift als berühmter Romancier dem Hirn irgendeines Verlegers entsprungen? Aber er schlug sich die Frage und die Unverschämtheit aus dem Sinn. Ein eigenes Zimmer im Bungalow am See und fünfundsiebzig Dollar die Woche – da dürfte er wohl leichten Herzens sagen: „Ich verspreche, Sie nicht mit Manuskripten zu belästigen, Mr. Baxter.“

Zu Baxters nicht geringer Überraschung entpuppte Sheldon Dicks sich als der brauchbarste Sekretär, den er je in seinen Diensten gehabt hatte. Er war betriebsam. Er war unaufdringlich. Er war findig. Er vermochte die Leserzuschriften zu beantworten, ohne den Autor überhaupt hinzuziehen zu müssen. Und Baxter mußte zugeben, daß die Briefe von A bis Z so gut waren, als wenn er selbst sie verfaßt hätte. Ehe noch das erste Jahr verstrichen war, schrieb der junge Dicks auf eigene Initiative alle Vorträge für Baxter, ja, sogar Zeitschriftenartikel. Baxter war einigermaßen angerührt, als ihm ein Freund im Lotus-Klub erklärte, daß sein Artikel „Was ich von unseren jüngeren Romanautoren halte“ zu den besten kritischen Betrachtungen gehörte, die der Meister je geschrieben habe. „Ganz ehrlich, alter Knabe“, sagte sein Freund mit einem freimütigen Zwinkern, „ich hatte schon ein bißchen befürchtet, deine Blütezeit wäre vorüber. Aber diese Arbeit beweist, daß sich von deinem Esprit und deiner Vitalität und deinen Ideen so mancher eine Scheibe abschneiden kann.“ Hinzu kam, daß Sheldon Dicks im Abschreiben ungeahnte Begabung bewies. Schrieb er ein Baxtersches Manuskript ins Reine, dann verdichtete er das Satzgefüge, verbesserte die Syntax, wechselte verständlich ein Wort gegen ein anderes aus oder pointierte einen Ausdruck, was zum Ergebnis hatte, daß Baxters Verleger nach der Lektüre des definitiven Manuskripts schrieb, er sei glücklich, feststellen zu können, daß „der Altmeister, ähnlich gutem Weine, mit zunehmenden Jahren noch an Reife gewinne“.

Eines Tages, als Sheldon Dicks schon etliche Jahre bei Baxter war und so fest zur Baxterschen ménage gehörte, daß er von Mrs. Baxter und den Bediensteten als „der Schatten“ bezeichnet wurde, betrat er das Arbeitszimmer des Autors, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, daß es an der Zeit sei, sich für das Rundfunkinterview anzukleiden, und daß er einige Briefe zur Unterschrift bringe. Als Baxter den ersten Brief unterschrieb, der einem Leser dafür dankte, daß er ihn als seinen „liebsten Schriftsteller seit Galsworthy“ bezeichnete, wurde ihm ganz plötzlich bewußt, daß Sheldon Dicks in all diesen Jahren – sieben waren es jetzt – sich nie zu einem der drei Romane geäußert hatte, die er so gewissenhaft getippt und korrigiert hatte.



„Ja, Sheldon“, sagte Baxter, ohne aufzublicken, „was halten Sie überhaupt von dem neuen Buch?“

Sheldon Dicks' sensitives, vogelähnliches Gesicht ließ keine Regung erkennen. „Ich halte mich nicht für befugt, eine Stellungnahme abzugeben, Sir“, sagte er. Baxter runzelte die Stirn. „Aber, Sheldon, eigentlich sind wir doch nun etwas mehr als – als Autor und Sekretär. Ich würde meinen, wir seien Freunde geworden.“

Es traf zu, daß Baxter Dicks gelegentlich bis zu fünfhundert Dollar vorgeschossen hatte, wenn es galt, unvorhergesehenen Notfällen zu begegnen, wie dem Tod seiner Mutter und dem Kollaps eines Lungenflügels. Und im letzten Jahr oder so war Baxter zur Angewohnheit geworden, gemeinsam mit Dicks das Abendessen im Cottahe einzunehmen, wobei er sich von den Strapazen seiner Arbeit erholte, indem er mit Dicks über Politik plauderte, über die Situation der Literatur, über moderne Kunst, über Fernsehkanäle und andere Gebiete des augenblicklichen Interesses. Häufig fand er, daß Dicks' Ideen und Formulierungen sich hübsch in die Arbeit einbauen ließen, die er gerade unter der Hand hatte. „Dicks hat kein schlechtes Köpfchen“, gab Baxter einmal seiner Frau gegenüber zu. „Ich unterhalte mich lieber mit ihm als mit den meisten Schreibern und Verlegern, die ich kenne.“

Also schaute Baxter nun zu seinem Sekretär auf und wiederholte seine Frage. „Im Ernst, Sheldon, wie ist Ihr aufrichtiges Urteil über Moondays?“ Als er das Zögern des Jüngeren bemerkte, fügte er hinzu: „Nun frei von der Leber weg. Ich werde Ihnen schon nicht den Kopf abreißen. Ich verlange ja nicht, daß Sie's für besser halten als ‚Krieg und Frieden‘.“

Der Anflug von Humor schien bei dem jungen Mann nicht anzukommen.

„Mr. Baxter, wenn Sie sich jetzt nicht fertig machen, kommen Sie zu spät zu Ihrer Sendung.“

„Ach was, Sendung. Die hat Zeit. Das schaffe ich schon. Also sagen Sie's mir.“ Denn plötzlich mußte er's wissen. „Was halten Sie von Moondays? Und Vater's Haus? Und zweiter Ernte? Und – wie beurteilen Sie mein Gesamtwerk? Sagen wir, meinen Platz in der amerikanischen Literatur?“

Es entstand eine lange und (wie man das einstens nannte) unheilswangere Pause.

„Mr. Baxter, da Sie darauf bestehen – ich glaube nicht, daß Sie überhaupt einen Platz in der amerikanischen Literatur haben.“

Auf Baxters Gesicht zeigte sich kein Wundmal, doch sah er aus wie jemand, der einen scharfen Peitschenhieb erhalten hat.

„Junger Freund...“

„Ich glaube, Sie sind zur Zeit der in Amerika am größlichsten überschätzte Schriftsteller.“ Sheldon Dicks' Worte strömten durch die nach all den Jahren auf einmal geöffneten Schleusen. „Jede Zeit hat ihre vergessenen Helden und ihre berühmten Nichtse. Deren Ruhm endet mit ihrem Leben oder früher; sie leuchten auf und verschwinden wie Glühwürmchen. Als Melville, zum Beispiel, ein unbeachteter Zollinspektor war, gab es eine Menge Schriftstellerinnen, die in ernsthaften Literaturzeitschriften abgehandelt wurden, als seien sie Genies.“

Nur die Zähne packten das Mundstück seiner Pfeife fester als gewöhnlich – ansonsten hielt sich Baxter wie ein abgeklärter, zuversichtlicher Literat, der nicht nur einen Pulitzer-Preis bekommen hat, sondern deren gleich zwei.

„Zumindest bewundere ich Ihre Offenheit. Natürlich wird Ihre – hm – etwas eigenwillige Einschätzung meiner literarischen Fähigkeiten nicht den gering-

sten Einfluß auf unsere berufliche Zusammenarbeit haben.“

Ein Jahr später, mit einem Schatten auf der Lunge, mußte Dicks nach Arizona, und noch ein Jahr später war er tot. Ob das Hinscheiden von Sheldon Dicks irgend etwas mit dem Abstieg von Baxter zu tun hatte oder nicht, diese Frage dürfte wohl kaum jemals schlüssig beantwortet werden können. Jedoch



war Baxters nächster Roman nicht einmal ein Buchklub-Auswahlband, und der darauf folgende wurde allgemein als altmodisch und konstruiert ins Lächerliche gezogen. Baxter fuhr fort, Romane zu produzieren, aber das Blatt hatte sich gewendet, und er kümmerte im Schatten des Erfolges anderer dahin. Seine Lage gestaltete sich nun dadurch noch unerfreulicher, daß ihm das Geld ausging – ein Schicksal, das in Amerika dem Vermögen der schnell Berühmten nicht eben selten widerfährt. In der Annahme, daß er sein verlorenes Publikum zurückgewinnen werde, hatte er sein Leben im großen Stil – mit einem See, seinem privaten Büro, seinen weiten Rasenflächen, seinen großzügigen Partys und der kostspieligen Mrs. Baxter – auch dann noch beibehalten, als ihm seine Bücher schon längst nicht mehr die Mittel für einen solchen Aufwand einbrachten. Schließlich mußte er, für einen Bruchteil des Wertes, seinen herrlichen Besitz Rolling Brook verkaufen. Er sah sich gezwungen, den Rest seiner Tage unruhlich von einer bescheidenen Jahresrente zu fristen.

An einem Sonntag, einige Monate nach dem Tod von Mrs. Baxter, blätterte KCB, wie es seit über dreißig Jahren seine Angewohnheit war, die umfangreiche Sonntagsausgabe durch, bis er den Literaturteil fand. Auf der Vorderseite war das zweispaltige Foto eines Gesichts, an das er in den letzten Jahren kaum je gedacht hatte. Das Bild zeigte Sheldon Dicks. Eine fette Überschrift stellte eine herausfordernde Frage: „Ein amerikanischer Rimbaud?“ Ein Artikel eines bekannten englischen Dichters begrüßte „in den dünnen Reihen wirklich bedeutender amerikanischer Autoren einen neuen Dichter von solcher Brillanz, Intensität, Originalität und Tiefe, daß man – wenn er ihn auch keineswegs nachahmt – an den ruhelosen französischen Genius gemahnt wird: an Rimbaud“.

Wie in Trance wanderte Baxter die Straße hinab und las die seltsame Geschichte der Veröffentlichung von Dicks' langem epischem Gedicht „Eine Messe für die lebend Toten“. Als Dicks auf einer Ranch in Arizona unbeachtet starb, hinterließ er die schriftliche Bitte, daß man seine sämtlichen Papiere verbrennen solle. Einen Englischlehrer jedoch, der in den letzten Lebenstagen sein Freund geworden war, hatte das Manuskript so beeindruckt, daß er es nicht übers Herz brachte, Dicks' Wunsch zu entsprechen.

Von seinem obskuren Beobachtungsplatz aus verfolgte Baxter ungläubig, wie der Ruhm seines ehemaligen Angestellten immer heller erstrahlte. In einer einzigen fiebrigen Herbstsaison erschienen nicht weniger als drei wissenschaftliche Abhandlungen über Sheldon Dicks. Baxters Rente war gering, und er hielt sich dadurch über Wasser, daß er dies und das veräußerte, Erstausgaben und dergleichen. Auf dem Weg zur Tür fiel sein Blick auf ein Buch mit dem Titel: Amerikanische Schriftsteller: 1900-1952. Mit der unverbesserlichen Eitelkeit der einstmaligen Berühmten konnte er der Versuchung nicht widerstehen, im Index nachzusehen, ob sein Name noch aufgeführt wurde. Ah, ja, da war's: Hastig schlug er seine Seite auf und las: Baxter, Kenneth Channing; beliebter Schriftsteller der 20er und 30er Jahre. Besser bekannt als Arbeitgeber von Sheldon Dicks. Siehe: Sheldon Dicks.

Illustrationen: Hanneliese Martin

Von neuen Büchern

Carl Zuckmayer war und ist noch ein Naturbursche ohne Natur innerhalb der Literatenkaste. Seine Memoiren, Bestseller 66, bewiesen es. Es ist ein großartiges Buch, trotz des etwas deutschümelnenden Titels, der Skeptiker nicht abschrecken sollte, es Seite für Seite zu lesen. Eine Autobiographie wie diese ist selten. Zuckmayer steigert seine Eindrücke zu dichterischen Erkundungen über Menschen und Zeiten.

Das Buch ist nicht chronologisch aufgebaut. Es beginnt mit der österreichischen Idylle, Zuckmayers Domizil in der Nähe Salzburgs bis 1934. Aufschlußreich sind Zuckmayers Erinnerungen an die Flucht aus Österreich und der Aufstand der braunen Lemuren im März 1938 in Wien: „Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan.“ Was politische Hysterie bedeutet, ist hier auf wenigen Seiten festgehalten. Ein Kapitel ist der Jugendzeit in Mainz gewidmet. Zuckmayer stammt aus einer weitgehend amüsischen Familie. Er schildert das in Bombennächten untergegangene „goldene Mainz“, seine Vorfahren, den jüdischen Großvater, der konvertierte. Über die Hochstimmung, den vaterländischen Rausch von 1914 bei Kriegsausbruch, gibt der Dichter bewegt Auskunft. Anfangs selbst von der Begeisterung angesteckt, zeigte sich allzubald für ihn das wahre Gesicht des Krieges, das er in wenigen, aber einprägsamen Frontskizzen wiedergibt.

Die legendären zwanziger Jahre begannen für Zuckmayer in Heidelberg unter „Büffelochsen“ und fanden ihren Höhepunkt im Krafffeld Berlin, mit Halbwelt, Boheme, Hunger und Bühnenerfolgen. Zuckmayer war Dramaturg in Kiel und kam von München mit Brecht nach Berlin. Mit seinem deftigen Volksstück „Der fröhliche Weinberg“ setzte er sich auf Anhub durch. Da die Nazis hier Konkurrenz witterten, schäumten sie am meisten vor Wut. Und als der „Hauptmann von Köpenick“ aufgeführt wurde, drohten sie, der Autor werde bald Gelegenheit haben, Zuchthäuser von innen kennenzulernen. Die innenpolitische Situation in den letzten Jahren der Weimarer Republik hat Zuckmayer mit Bitterkeit geschildert. Er weist auf die Ahnungslosigkeit jener Arbeitslosen hin, die bei der SA eine warme Suppe bekamen und nicht wußten, daß die Spender dieser Suppen die gleichen Unternehmer waren, die sie zuvor auf die Straße gesetzt hatten. Wie unbestechlich Zuckmayer seine jeweilige Umgebung beobachtet hat, zeigen seine Streiflichter aus Amerika. New York erschien ihm als Stadt, in der man weder alt, müde noch krank werden darf, und Hollywood nennt er eine „Vorhölle“. So zog er es schließlich vor, eine Farm zu bewirtschaften, anstatt an sinnlosen Filmprojekten herumzubboseln, bevor er als einer der ersten Emigranten in das zerstörte Deutschland zurückkehrte.

*

Ein dokumentarisch nachweisbarer Vorfall ist zum Gerippe eines Romans geworden, der als Versuch eines jüngeren Schriftstellers zu werten ist, sich mit der nicht selbst erlebten braunen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Günter Seuren entwickelt seinen Fall zum Stück für anfangs zwei, später drei Personen. Der Fernsehreporter Ketta hat eine scheinbar eindeutige Angelegenheit entdeckt, die er als moralischen Markenartikel verpacken zu können glaubt. Doch die Wahrheit läßt sich nicht auf eine billige Formel bringen. Die endgültige Antwort schließt viele offene Fragen mit ein. Hungrig wie

ein Wolf kreist Ketta, assistiert von seinem Fotografen, um sein bereitwilliges Opfer namens Lebeck.

Dieser schwer zu durchschauende Mann hat stets eine Außenseiterexistenz geführt. In seiner Jugend trat er als Gewichtheber im Varieté auf, und einige fette Jahre erlebte er als Abmagerungsspezialist in Amsterdam. Während des Krieges beschloß Lebeck, sich dem Mordhandwerk zu entziehen. Als völlig wehrdienstuntauglich ausgemustert, überlebte er dank seiner Hungerkur den Krieg. Die von Ketta gesuchte Brücke zu Lebecks Vergangenheit schlägt ein bestimmtes Ereignis, die Erschießung von drei Zivilisten unmittelbar vor Kriegsende auf dem Grundstück eines Herrn Senkers. Lebeck hat damals Senker, der im Dritten Reich eine Rolle gespielt hat, aufgesucht und gegen den Mord protestiert. Ketta versucht diese Ereignisse im Gespräch bei Senker zu rekonstruieren. Auffassung steht gegen Auffassung. Über die Gesinnung Senkers ist kein Zweifel möglich. Mit heroischen Redensarten setzt er sich über die Grausamkeit des Krieges hinweg. Seuren stellt nun objektiv Meinung gegen Meinung und bleibt als Erzähler streng objektiv. Aber obwohl dem Verfechter der Gewalt die Worte besser über die Zunge gehen als dem Widerstandskämpfer Lebeck, bleibt die Entscheidung des Lesers am Ende doch eindeutig. Seuren verwandelt das Eindeutige zum Vieldeutigen, die objektive Realität zum Zerrbild subjektiver Vor-

stellungen, läßt das greifbar nahe Erscheinende wie in einem Spiegelkabinett zurückweichen. Das führt mitunter zu Verkrampfungen. An der Begabung Seurens ist jedoch nicht zu zweifeln.

*

Das Ende aller zivilisatorischen Sicherheiten ist das Thema in John Masters neuem Roman, dargestellt am Beispiel einer kleinen amerikanischen Küstenstadt. Es ist nur ein unbedeutendes Nest, aber es hat seine eigenen Probleme, große und kleine. Arbeiter und Fischer geraten mit den Männern der Küstenwacht und gekauften Ganoven aneinander, private Rivalitäten und Eitelkeiten bestimmen die Atmosphäre. Die Stadtverordneten streiten über die Nutzung eines Geländes, das eine kleine Gruppe von Einzelgängern unberührt lassen möchte, während eine einflußreiche Clique, um den größten Bauunternehmer geschart, hier eine Siedlung bauen will. Masters zeigt, daß die Menschenfreundlichkeit der Baulustigen nichts anderes ist als die Gier nach neuem Profit. Am Ausgang des ungleichen Ringens kann kein Zweifel bestehen. Denn der Einfluß des Dollars als Schmiergeld reicht bis in wichtige Amtszimmer. Die offene Korruption im Land der unbegrenzten Möglichkeiten wird von Masters ungeschminkt beim richtigen Namen genannt. An der Spitze der Naturfreunde steht eine junge Lehrerin. Sie wird als angebliche Kom-

munistin unmöglich gemacht. Der Terror eines Senators McCarthy geistert noch durch diesen Unterhaltungsroman, obwohl seine Zeit längst abgelaufen ist und obwohl sein Name bei Masters nie fällt. Aber die Methoden der Jagd auf linke Mitbürger scheinen sich tief in das Bewußtsein der amerikanischen Provinz eingefressen zu haben...

In dieser Situation tritt ein dritter Akteur auf, mächtiger als reiche und arme Bürger von Monomoy zusammen – die Natur! Unaufhörlich steigt die Flut. Draußen am Strand läuft ein Frachter auf Grund. Der tägliche Wetterbericht wird zur Schicksalsbotschaft. Häuser stehen unter Wasser. Die Zivilisation ist am Ende, die gesellschaftliche Ordnung löst sich auf, Menschen zerbrechen oder bewähren sich. Der erzählerische Reiz der ersten Kapitel weicht allerdings leider einer immer nüchterneren Faktenanhäufung, immerhin, ein ungemein spannender Roman über die Selbstbehauptung des Menschen gegenüber den zerstörenden Kräften der Natur.

Horst Hartmann

Carl Zuckmayer „Als wär's ein Stück von mir“, Erinnerungen, S. Fischer-Verlag, Frankfurt.

Günter Seuren „Lebeck“, Roman, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. John Masters „Gericht über Monomoy“, Roman, G. B. Fischer & Co. Verlag, Frankfurt.

Pathos der Nüchternheit

Der Almanach „Aus der Welt der Arbeit“ versammelt 45 Arbeiten von 27 Autoren, die fast alle der in den letzten Jahren bekanntgewordenen Dortmunder Gruppe 61 angehören, einer nicht lokal gebundenen Literatenvereinigung; sie will einen Beitrag leisten „zur literarischen Gestaltung aller drängenden Fragen und Erscheinungen unserer von Technik und ‚Wohlstand‘ beherrschten Gegenwart“, wie Fritz Hüser im Vorwort schreibt.

Neben bekannten Autoren wie Christian Geißler, Bruno Gluchowski, dem Senior der Gruppe, Max von der Grün, Günter Herburger, Josef Reding und Erwin Sylvanus stehen Unbekannte, vielfach mit Erstveröffentlichungen. Da ist Günter Wallraff (geb. 1942) mit seiner glänzend gebauten Industriereportage „Am Band“, ein nüchternes Stück Prosa, hart in den sozialkritischen Fakten. Ernst F. Wiedemann (geb. 1928) beschreibt in der Skizze „Das Hochhaus“ die unpersönliche Gleichförmigkeit in einer neuzeitlichen Mietskaserne. Wolfgang Körner (geb. 1937) erzählt die Geschichte eines Mannes, der seine Daten verarbeitet; Vergangenheit wird bruchlos mit der programmierten Gegenwart konfrontiert. Peter Paul Zahl (geb. 1944), der jüngste Beiträger, überrascht mit satirischen Versen, die allerdings noch zu stark auf Effekte aus sind. Als ein erzählerisches Talent erweist sich ebenfalls die junge Angelika Mechtel (geb. 1943) in ihrer Story „Im

Glasquadrat“; Akkordjagd und stupide Atmosphäre in einem Frauenbetrieb werden minuziös dargestellt. Die bombastischen Verse „Der Streikende“ von Elisabeth Wigger (geb. 1910), die sprachlich überdrehte Skizze „Ein Tag“ von Dieter Forte (geb. 1935) und einige andere Versuche überzeugen nicht.

Pathos ist in den besten Arbeiten dieser Sammlung nur selten anzutreffen. Sachlichkeit und Nüchternheit sind die vorherrschenden Merkmale. Einige der hier beschriebenen Schauplätze der heutigen Arbeitswelt zeigen, daß die in der Nachkriegszeit viel diskutierte Mitbestimmung häufig von den Managern als Farce betrachtet wird. Erfreulich, daß gerade junge Menschen sich mit der sozialen Wirklichkeit der Gegenwart kompromißlos auseinandersetzen.

Fritz Hüser gibt in seinem wohlthuend sachlichen Vorwort einen faktenreichen Überblick über die soziale Literatur und Industriedichtung, von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart; die Gründungsgeschichte und die Intentionen der Dortmunder Gruppe 61 werden dabei besonders herausgearbeitet. Die „Bemerkungen zur literarischen Schaffen der Dortmunder Gruppe 61“ des Hallenser Germanisten Wolfgang Friedrich sind fair und undoktrinär. Die etwas weitschweifigen Ausführungen von Wolfgang Promies im Nachwort dagegen lassen einige Wünsche offen; als Mitherausgeber dieser verdienstvollen Sammlung

von Gedichten, Erzählungen, Fernsehspielszenen, Berichten und Reportagen aus der modernen Welt der Arbeit hätte er eigentlich wissen müssen, daß nicht der von ihm zitierte Heinrich Kämpchen (1847–1912), sondern daß Georg Weerth (1822–1856) der erste Dichter der deutschen Arbeiterbewegung war.

Erwähnenswert ist noch die Auswahlbibliographie zur neuen Industriedichtung nach 1945, die neben selbständigen Veröffentlichungen wichtige Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze, Rundfunkvorträge und Fernsehsendungen nachweist. Mehrere Druckfehler, verstellte und ausgelassene Zeilen (u. a. Seiten 123, 357) sollten bei einer Neuauflage abgeändert bzw. ergänzt werden. Der aufs Ganze gesehen gelungene Almanach wird nachdrücklich empfohlen; vor allem junge Menschen werden in ihm ihre Arbeitsplätze und Umwelt wirklichkeitsnah gestaltet finden.

Hugo Ernst Käufer

Aus der Welt der Arbeit. Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste. Herausgegeben von Fritz Hüser und Max von der Grün in Zusammenarbeit mit Wolfgang Promies. Neuwied u. Berlin: Luchterhand 1966. 399 S. Paperback. DM 19,80.

Angst

Dr. Dorothee Sölle von der Kölner Universität sagte auf einer großen Veranstaltung gegen den Krieg in Vietnam:

Ich habe mich gefragt, welche Gründe ich habe, mich für die Vietnamesen zu engagieren. Das ist ein Land, das zu einem Laboratorium geworden ist, wo die modernsten Waffen an Menschen ausprobiert werden. Und wenn die Amerikaner weiter siegen wie bisher, dann werden sie dieses Land in einen Friedhof verwandelt haben. Aber was hat dieses Laboratorium und dieser Friedhof mit uns zu tun, und welche Gründe gibt es hierzulande, über Vietnam zu sprechen und zu schreiben, hier zu protestieren und zu sammeln?

Meine Gründe sind sehr persönlich, geradezu privat, aber ich möchte sie Ihnen mitteilen, weil ich mir denken kann, daß viele Menschen ähnliche Gedanken und Erfahrungen haben, und weil ich möchte, daß diese Menschen, und vielleicht auch Sie, ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Erfahrungen so ernst nehmen, daß sie anfangen, Konsequenzen zu ziehen.

Als ich ungefähr 12 Jahre alt war, fuhr ich an einem Abend mit der Straßenbahn, hier in Köln, auf dem Ring. Da stand vor mir ein Mädchen mit langen dunklen Zöpfen, die klammerte ihre Aktentasche an sich, und ich sah, daß sie etwas verstecken wollte, das war der gelbe Stern auf ihrem Mantel.

Dann stieg ein gutgenährter Herr ein, der ein Abzeichen am Kragenaufschlag trug, der sah dieses Mädchen an, und zwar so, daß sie an der nächsten Haltestelle ausstieg. Und da wußte ich, was das ist: Angst. Ich habe von den Vernehmungen gehört in Vietnam. Es ist für die Amerikaner notwendig, um ihren Krieg fortzusetzen, daß sie Zeugenaussagen und Informationen von den gefangenen Vietkong bekommen. Aus militärisch-taktischen Gründen müssen sie Aussagen herausholen. Daher werden die gefangenen Vietkong gefoltert, und die Amerikaner stehen dabei, die Hände in den Hosentaschen, vor sich das Tonbandgerät. Alles, was der Gefolterte sagt, wird aufgenommen, und die Daten werden an einen Computer weitergegeben und ausgewertet. Die Amerikaner foltern nicht. Aber ich muß an den Herrn in der Kölner Straßenbahn denken, der folterte auch nicht.

Ich meine also, daß ich als Deutsche, einem Volk ange-



hörig, das Erfahrung im Foltern hat, wissen muß, wo so etwas geschieht und zu welchen Zwecken.

Der zweite Grund, den ich habe, ist etwas ganz Normales. Ich habe drei Kinder. (Hier im Raum gibt es sicher noch mehr solcher Leute.) Ich habe ein Bild gesehen, von einer Frau in Vietnam, die dem Napalm zu entkommen versucht, indem sie durch einen Fluß geht. Sie hat ein Kind auf dem Rücken, ungefähr fünf Jahre alt. Ich habe die gleiche Angst wiedergesehen, und ich sehe auch: selbst wenn dieses Kind durchkommt, aber dafür ist wenig Hoffnung, denn auf einen Militärtoten kommen in diesem Krieg mindestens 5, vielleicht aber auch 10 Ziviltote – aber selbst wenn es überleben sollte, und vielleicht einige seiner Familie, dann kann doch diese Angst und diese Beschädigung niemals ausgelöscht werden.

Manchmal, wenn ich meine fünfjährige Tochter sehe, fällt mir dieses Kind ein. Ich finde, die Mütterlichkeit, wenn es so etwas gibt, ist unteilbar. Man kann nicht für eins oder zwei oder drei Mutter sein und damit hat sich's. Man kann nicht ein paar Kinder gern haben, und die Kinder der Schule, die bei einem amerikanischen Bombenangriff leider verbrannt wurden, weil man meinte, die Vietkong verstecken sich da, vergessen oder als bedauerliche Opfer militärischer Notwendigkeit verrechnen. Man kann nicht für einige Kinder sorgen und zugleich eine Politik unterstützen, die so viele Kinder verbrennt, verhungern oder in Lagern verkommen läßt.

Der dritte Grund, den ich habe, mich für die Vietnamesen zu engagieren, ist auch ziemlich privat. Ich glaube zu wissen, was es heißt, wenn ich sage: ich bin Christ. Ich drücke damit eine Beziehung aus zu einem Menschen, der vor 2000 Jahren gelebt und die Wahrheit gesagt hat. Ich versuche diesen Mann ernst zu nehmen, weil ich denke, daß seine Geschichte Folgen hat bis heute. Ich kann keinen nennenswerten Unterschied finden zwischen einer Dornenkrone und diesen Tränengasderivaten, die bei ungünstiger Windteilung nicht nur zum Weinen und Sichübergeben führen, sondern zum Ersticken. Ich kann keinen nennenswerten Unterschied finden zwischen den neu ausprobierten Geschossen und Giften und der älteren Art, Leute durch Annageln an ein Kreuz umzubringen.

Auf meiner Landkarte liegt Golgatha heute im Mekongdelta.

Spanische Protestlieder

Aufnahme in einem großen Laden in Madrid. Das Lokal ist voll von Käufern und Neugierigen: Wir müssen das große Gerät auf den Schreibtisch des Chefs stellen und das Mikrophon in eine anstoßende Toilette; S. hockt sich unter das Möbel und zieht den Kopfhörer auf; M. organisiert die Aufnahmen. In dem engen Örtchen lösen die verschiedensten Leute einander ab: ein Dichter, der wilde Sonette gegen Franco spricht, ein Student, der eine Goliardenparodie zu singen versucht, ein Taxifahrer aus Andalusien, ein aus dem Zuchthaus Entlassener. Manchem haben wir vielleicht gar nicht ins Gesicht gesehen und gedankt; auf unseren Spulen bleiben nur ihre warmen, festen, anonymen Stimmen. In ein paar Stunden haben wir alles abgewickelt. Das Material wird heiß; so geht das erste Paket an den befreundeten Schmuggler. Inzwischen kehrt M. im Flugzeug nach Italien zurück, die Taschen voller Mikrofilme."

Unter dem Datum des 12. Juli steht dieser Bericht aus dem Tagebuch, das dem Band „pueblo que canta“ (Lieder aus dem spanischen Widerstand, Damokles Verlag, mit Schallplatte 24 DM) vorangestellt ist. Es gibt einen Eindruck von den Schwierigkeiten dieser Exkursion von acht jungen Leuten, die nach 6000 Kilometer Autofahrt, mit 3000 m bespieltem Tonband und 1000 Fotos in ihre italienische Heimat zurückkehrten.

Sie hatten in Spanien nach Beispielen der neuen Lieder des neuen spanischen Widerstandes geforscht und sich dabei raffinierter Vorsichtsmaßnahmen bedienen müssen. Um die bespielten Tonbänder über die Grenze zu bringen, benutzten sie einen Schmuggler. Um die zahlreichen Adressen zu behalten, die man ihnen vermittelt hatte, fanden sie ihr eigenes Patent: Im Bericht über ihren Grenzübertritt liest man: „S. hat sich eine Zigarette angesteckt und spielt mit der Streichholzschachtel; er läßt sie keinen Augenblick los. Beim kleinsten bösen Anzeichen, zack, ein Streich, und alle Streichhölzer zusammen würden verbrennen, wie es manchmal durch Unfall geschieht. Nur wir wissen, daß jedes dieser Hölzchen der Länge nach in zwei Teile gespalten ist und einen Namen und eine spanische Adresse enthält.“

Was unter solchen abenteuerlichen Umständen entdeckt wurde, hatte nach seiner Veröffentlichung im italienischen Verlag Einaudi ein bezeichnendes Nachspiel. Bezeichnend für die Situation der Lieder, um die es hier geht. Kurz nach der Veröffentlichung des Bandes sollte in Spanien einmal wieder der Formentor-Preis verliehen werden. Einaudi jedoch wurde die Einreise verweigert.

Dem Madrider Informationsministerium erschien diese Publikation als „eine Sammlung schwerer Beleidigungen der katholischen Religion und der Person des Staatschefs“. Ja, man sprach dem Band jede Faktizität ab: „Die bloße Annahme, das spanische Volk sei imstande, derartige Gesänge hervorzubringen, ist schon eine Schmähung.“

Es war die typische Antwort eines totalitären Staates auf die Nachricht von der Existenz einer Opposition hin. Daß über sie in der offiziellen spanischen Presse nichts zu lesen steht, daß sie auch im westlichen Ausland nur vereinzelt zu Gehör kommt, kann nicht weiter verwundern. So muß man sich an Veröffentlichungen wie „Pueblo que canta“ und vor allem an viele Einzelgespräche halten, will man etwas über das neue spanische Widerstandslied erfahren.

Seit etwa sechs Jahren, erzählt ein spanischer Student, gebe es bei ihm in Kata-

lanien so etwas wie neue Widerstandslieder. Sie haben sogar einen offiziellen Star, der auch in Spanien zuweilen öffentlich auftritt. Allerdings mit gewisser Rücksichtnahme auf die Zensur. Raimon wurde schnell der Star der ersten nationalen Festivals in Barcelona und Valencia.

Von Raimon aber auch kennen sie Lieder, die zum Protest animieren: „Wenn Raimon beispielsweise in einem Lied ‚Nein, wir sagen nein‘ singt, stehen die Leute auf und singen: ‚Nein, wir sagen nein.‘“ Die Jugend Spaniens kenne Raimons Lieder auswendig, natürlich nur die Jugend, die in den letzten Monaten demonstriert habe: „Raimon hat die Parole ‚Nein‘ ausgegeben, und das Volk hat sich in den Demonstrationen mit seinen Liedern solidarisch erklärt.“

Gerade in dieser Aufnahme der Lieder durch das Volk sehen Sergio Liberovici und Michele L. Straniero, die Herausgeber des Bandes „Pueblo que canta“, ein wesentliches Charakteristikum der spanischen Widerstandslieder, „denn das, was das Volkslied im Rahmen einer Nation und ihrer Kultur kennzeichnet, ist weder das künstlerische Moment noch der historische Ursprung, sondern seine Art, die Welt und das Leben anzuschauen, und zwar im Gegensatz zur offiziellen Gesellschaft. Darin, und nur darin ist die Kollektivität des Volksliedes und des Volkes selbst zu suchen.“

Wenn das spanische Informationsministerium von „Beleidigungen der Person des Staatschefs“ sprach, hatte es damit in mancher Beziehung sogar recht. Denn ein Teil der Lieder spart nicht mit bösen

Worten über General Franco. Schimpfworte sind an der Tagesordnung. Im Lied „Ya llevo el verano“ heißt es: „Und noch sitzt im Prado / dieser Hurensohn / jai-ai / dieser Hurensohn.“ Ein Schimpfwort, das mehrmals noch auftaucht, das ab und zu noch durch die „cabrones“, die Hahnreis, ergänzt wird, ein Schimpfwort, das bereits 1936 beliebt war.

Durch solche Attacken zeichnet sich ein großer Teil der Lieder als Kampflieder aus. In der Solidarität der Unterdrückten drängen ihre Sänger, Studenten, Taxifahrer, Schmuggler oder Literaten zum Kampf für ein freies Spanien. An die Marseillaise erinnert der Melodieanfang dieses zweistrophigen Liedes: „Vorán, ihr Arbeiter von Spanien / erhebt euer eisern Werkzeug / daß das Bürgertum es sehe / mit seinem Glanze soll es rechnen. Vorán, Arbeiter von Spanien, / geht zum Streik alle vereinigt / ohne Gewehre, die nicht nötig / ihr werdet siegen, seid die Stärkeren.“

Bezeichnend für den Charakter dieser neuen Lieder ist, daß sie sich keineswegs in Resignation flüchten, sondern auch noch nach 30 Jahren, nach dem Anfang des Bürgerkrieges, nach über „25 Jahren Frieden“, wie Franco diese Zeit nennen läßt, von der Hoffnung auf eine bessere Welt künden. Ein Phänomen, das einem auch in zahlreichen amerikanischen Folks- und Protestsongs begegnet.

Hier zeigt es sich in Versen wie: „Warte nur, bald fallen die, die uns regieren.“ Oder dieses Lied politischer Gefangener, das ein vierzigjähriger Taxifahrer sang:

**Und der Himmel ist schwarz, voller Wolken
und man sieht keinen Stern und mehr scheinen
Nur die Zeichen von Blitz und von Donner
prophezeien es kommt ein Gewitter
Es sind
es sind, es sind Zeiten mit Sturm und Grauen
sie treiben
sie treiben die Tränen uns in die Augen.
Und der Himmel ist klar, ohne Wolken
schon sieht man einen Stern wieder scheinen
und er scheint uns und strahlt uns so mächtig
alle Welt vertraut nur diesem einen
Es sind
es sind, es sind Zeiten schön und offen
sie treiben
sie treiben, sie treiben uns, neu zu hoffen.**

Wie solch ein Widerstandslied entsteht, wird in „Pueblo que canta“ an einem anschaulichen Beispiel gezeigt. Eines der ältesten Lieder der Sammlung, „Cancion de Bourg Madame“, das erste Anti-Franco-Lied, das nicht mehr aus dem Bürgerkrieg selber stammt, wurde auf diese Art geboren: „Wenige Wochen vor dem Fall von Madrid und dem Ende von allem, im Februar 1939, überschritt eine Gruppe republikanischer Kämpfer, Überlebende der 143. Brigade Mixta, nach letztem Widerstand die französische Grenze und machte sich langsam auf den internationalen Weg zum Internierungslager Bourg Madame. Aus ihrer

traurigen Reihe erhob sich kein Gesang, bis sie jenseits der Grenze die Schergen Francos bemerkten, die sie aus der Ferne überwachten. Da entstand in einem Augenblick, aus dem Stegreif, man weiß nicht von wem erfunden, auf eine russische Weise, die man seit Monaten im Ohr hatte, dieses traurige und stolze Lied, das sie mit voller Stimme aufnahmen angesichts der erstaunten und machtlosen Faschisten.“ So berichtet einer der Überlebenden. („Pueblo que canta.“) Bereits in diesem ersten neuen Widerstandslied ist die Zuversicht – angesichts der Niederlage – unüberhörbar:

**Geht ihr Spanier nun fort aus eurem Vaterlande
nachdem ihr habt gekämpft um den Hof, um das Haus:
wenn ihr wandert dahin in fremde Länder
zieht euch doch stets der Stern der Befreiung voraus.
Kameraden, gefallen in dem Kampfe
ihr gabet für die Freiheit dahin euer Blut
hört den Schwur, daß wir kehren heim nach Spanien
zu rächen einst die Schande der Menschheit an der Brut.
Feiger Franco, Verräter und du Mörder
des Volks von Spanien, Mörder der Kinder und Frau'n
hast geöffnet die Türen dem Faschismus
dafür folgt dir auf ewig der Fluch und das Grau'n.**

Ein ähnliches Beispiel gibt es 17 Jahre später, anlässlich der Verhaftungen von einer Gruppe von Studenten und anderen Personen im Februar-März 1956. Eine Gruppe junger Leute wollte an der Madrider Universität unter Umgehung des Falangistischen Studentenbundes (SEU) einen Universitätskongreß junger Schriftsteller organisieren. Den Störmanövern des SEU begegnete man mit einer Unterschriftensammlung. Die Falangisten griffen daraufhin zur bloßen Gewalt unter den Augen der Polizei. Ein Teil der demonstrierenden Studenten wurde in die Zellen der Generaldirektion der Sicherheitspolizei gesperrt, acht Tage später nach Carabanchel in das Gefängnis überführt und dort wegen illegaler Propaganda und Geheimtreffen verurteilt.

Die Lieder zu diesem Ereignis und ähnlichen in den folgenden Monaten beschränken sich nicht auf die Erinnerung an den großen Mut der Verhafteten, sondern weisen zugleich auf die Ungerechtigkeit der Verfahren hin. Beispielsweise des Richters Alexander Garcia Gomez („Du verurteilst acht unschuldig / ja das bringt dir wohl mehr Geld ein“), der anschließend an den Prozeß vom Gericht in Madrid zum obersten Gericht befördert wurde.

Vor allem wehren sich diese Lieder gegen die Lügen, die über die Aktionen offiziell verbreitet werden: „In diese Schreckensuntat, da zieht man uns hinein, / Gott, der du bist allwissend / ach fahre doch herein. / Ein großer Irrtum war es, daß man uns sperrte ein, und der, der wirklich schuld ist, kann auf der Straße sein.“

Für ihre Lieder haben sie Vorbilder, die sie nun parodieren. Oft parodieren sie Bürgerkriegsweisen, oft aber auch die Melodien der populären Musik, beispielsweise die brasilianische Melodie: „Cangaceiro“ oder faschistische Lieder wie die Hymne der Falange „Cara al Sol“. Manche Parodie wird dermaßen populär, daß das Verbot sich gar noch auf das Original richtet. Das geschah zum Beispiel mit einem kolumbianischen Porro, der als Ursprungslied für das Widerstandslied „En el Ferrol del Caudillo“ diente, ein bitterböses Lied gegen Franco.

Zwei Zentren scheint das neue spanische Widerstandslied zu haben. In beiden Fällen verbündet es sich mit Bewegungen, die vom Regime als separatistisch verboten sind.

In baskischer Sprache hatte eine junge Baskin in Bilbao heimlich den Text auf eine alte baskische Hymne aufgeschrieben und den Lieder-Sammlern in die Hand gedrückt. 1939 hatten die Basken alle Rechte verloren, die sie jahrhundertlang verteidigt hatten. Die Schlusszeilen des Liedes lauten: „aber morgen alle vereint / werden wir Basken die Ketten brechen, / den falschen Franco für immer verjagen.“

Besonders der baskische Klerus tat sich in seinem Kampf gegen Franco immer wieder hervor. Ein Lied (Muerte en la catedral) berichtet von einem baskischen Priester, der Franco eine vergiftete Hostie reicht: „Hier liegt jener, genannt Franz Franco, / eine Hostie stieß ihn ins Grab, / die in der Kirche man ihm vergiftet / und die man ihm sehr gut gab.“ Das andere Zentrum ist Katalanien. Nur noch an einer Stelle, im Kloster Montserrat, darf die katalanische Sprache offiziell gebraucht werden. Hier kann man sogar noch katalanische Texte drucken. Franco muß auf die Macht der Kirche und den

Aneinander vorbei

Hallo, das ist aber eine Überraschung! Lange nicht gesehen. Wie geht es immer? Ihr Aussehen jedenfalls ist glänzend. Ja, gewiß, das Äußere kann trügen. Zu gut ist manchmal schlecht. Neunzig Kilo? Aber ich bitte Sie, bei Ihrer Größe ganz normal. Und eine Reserve für den Notfall kann niemals schaden. Mir fehlt sie. Können Sie mir nichts abgeben?

Und wie geht es der Frau Gemahlin, wie der kleinen Tochter? Ja, was heißt klein, sie ist gewiß schon eine junge Dame geworden. So? Abitur gemacht. Und Führerschein. Oh, auch schon einen Unfall. Nur Blechschaden? Da hat sie noch Glück gehabt. Ja, aus Kindern werden Leute, und wir werden älter. Gar nicht so lange her, da gingen wir noch gemütlich miteinander spazieren, und das Fräulein Tochter war ein drolliges Mädchen. War doch eine schöne Zeit, als wir einander fast täglich begegneten. Ein Gruß, ein Lächeln, ein paar Worte, und man war immer gegenseitig im Bild. Jetzt ist es beinahe so, als wären wir ausgewandert, jeder in ein anderes Land. Dabei wohnen wir noch immer in ein und derselben Straße.

Aber warum stehen wir hier und bilden ein Verkehrshindernis auf dem Gehsteig? Bald wird man auch den Fußgängerverkehr regeln müssen. Neben dem Parkverbot gibt es dann ein Beieinanderstehverbot. Wie wär's, trinken wir wo eine Tasse Kaffee? Ach, Sie müssen zur Bank. Ich fürchte, Ihnen droht auch die Managerkrankheit. Aber zur Bank könnte ich eigentlich mitgehen, müßte dort schon lange etwas erledigen.

Fahren, meinen Sie. Wo parkt denn Ihr Wagen? So weit weg, da haben wir ja näher zur Bank. Natürlich, inzwischen läuft die Parkzeit ab. Danke, sehr nett, aber ich möchte doch lieber gehen. Man sieht mehr, und etwas Bewegung tut gut. Nein, danke, während der Fahrt reden, das macht mich nervös, ich bin da ein bißchen altmodisch. Nun will ich Sie aber nicht mehr länger aufhalten. Vielleicht begegnen wir einander wieder einmal. Schöne Empfehlung an die Frau Gemahlin, Gruß ans Fräulein Tochter. Sie soll nicht so temperamentvoll fahren. Danke. Auf Wiedersehen!"

Der das sagte, geht langsam weiter und überlegt: Sonderbar, wir wohnen gar nicht weit voneinander entfernt. Aber seit er den Wagen hat, sehe ich ihn nur noch ganz selten einmal im Vorüberflitzen hinter der Windschutzscheibe. Hat er mir einen Gruß zugewinkt? Saß noch jemand im Wagen? Seine Frau? Seine Tochter? Ich weiß es nicht.

Bald wird fast jeder von uns in seinem rollenden Blechgehäuse sitzen. Wir fahren und leben aneinander vorbei. Immer mehr Lebenszeit wird fahrend verbraucht, auf Achse, wie man so sagt. Finden sich aber doch noch ein paar Menschen in häuslicher Geselligkeit zusammen, so sitzen sie gewiß gleich vor dem Fernsehkasten. Dann sehen, hören und schweigen sie aneinander vorbei.

Ja, es ist schon so: je mehr wir unser Leben technisieren, desto weniger Zeit haben wir füreinander. Es könnte auch anders sein. Wir müßten nur noch lernen, uns der Technik mit mehr Sinn und Maß zu bedienen.

Joseph Baur



Ruhm des berühmten Klosters Rücksicht nehmen.

Ansonsten ist der Gebrauch dieser Sprache, die auf gleicher Stufe wie Französisch, Spanisch oder Italienisch steht, nicht erlaubt. Viele der Lieder sind verboten. Beginnen Katalanen solch ein Lied in einer größeren Versammlung, so kommen im Nu Polizisten hinzu, um den Gesang zu unterbinden. Katalanisch gilt manchen bereits als Symbol nicht eines separatistischen, sondern des freien Spaniens.

Man wird nicht auf Anhieb die offizielle Wirkung dieser Widerstandslieder erkennen können. Zu stark ist die Kontrolle, aber zu groß ist auch eine Apathie, die vor allem – wie spanische Studenten berichten – in einer kleinen Bourgeoisie um sich greift. Immerhin sind bereits 30 Jahre seit dem Ausbruch des Bürgerkriegs vergangen. Das Volk muß erst wieder die Begriffe des besseren, freien Lebens lernen.

Das zeigt sich deutlich in dem Vokabular der einzelnen Lieder. Sie leben von den großen Worten „Demokratie“, „Freiheit“, „Die Reichen“, „Frieden“. Nur selten engagieren sie sich am tagespolitischen Detail. Denn „wir müssen unsere Hörer erst einmal zum Hören erziehen. Um Resonanz zu haben und verstanden zu werden, brauchen wir die großen Worte. Wir müssen unseren Hörern erst Begriffe wie Freiheit und Demokratie wieder beibringen. Dann erst können wir zum konkreten Detail vorstoßen“, erklärt ein junger Sänger.

Dabei bedienen sie sich gern lyrischer Bilder, vor allem der Blumen, die eine wesentliche Eigenschaft haben, daß ihre Blüten Jahr für Jahr neu erblühen. Wie sie wiederkehren, so bleibt auch die Hoffnung lebendig: „Doch Blüten kehren wieder. / Und der sie töten will / weiß wohl nicht, daß die Blüte / wiederkehrt jeden April. / Spanien ist nicht gestorben / kann sterben nimmermehr. / Das Volk

und seine Blüten / sie tötet kein Gewehr.“ (En España las Flores).

Ein anderes Motiv solcher unerschütterlicher Zuversicht ist das Lied selbst. Im Singen verwirklicht sich Widerstand. In einem der schönsten, dabei sehr einfach gesetzten Widerstandslieder wird das Singen, dieses Nicht-Schweigen, zum Zeichen des Widerstandes, des Überlebens. **Volk du von Spanien fang an und sing, ein Volk, das singt, noch nicht unterging.**

Rolf-Ulrich Kaiser

Foto: M. Mutschlechner
Spanische Protestsänger

Halbzeit in der Bundesliga

- Was ist mit den großen Mannschaften?
- Das Feld ist ausgeglichener geworden.

Die deutsche Fußball-Bundesliga hat Atempause. An sich ist das kein besonders bedeutungsvolles Ereignis. Wer aber die Tabelle betrachtet, wer dabei an die drei vorangegangenen Jahre der Bundesliga und an die Vorschußlorbeeren denkt, die einige Mannschaften vor Beginn der Saison bekamen, der muß doch die Frage stellen: Was ist mit unseren „großen Mannschaften“ der letzten Jahre?

Die Experten waren sich zwar nicht einig, wer der kommende Meister sein werde, aber der Kreis der Anwärter auf den Titel eines Deutschen Fußballmeisters 1967 schien, wenn man ihren Prophezeiungen glauben durfte, klein. Der 1. FC Köln, der sich den „Meistermacher“ Willy Multhaupt als Trainer gesichert hatte und den schwedischen Balkünstler Roger Magnusson engagierte; Borussia Dortmund mit dem Europa-Cup im Trophäenschrank und dem Gerippe der Vize-Weltmeisterschaft in seinen Reihen; Bayern München, die Mannschaft, die als Neuling eine große Saison hatte und nun mit dem „Fußballer des Jahres“ Franz Beckenbauer und dem Nationaltorwart Sepp Maier ein gewichtiges Wort mitsprechen würde; München 1860, der Meister, mit „König Rudi“ als Rückgrat und Startrainer Max Merkel auf der Trainerbank; Werder Bremen, die Mannschaft mit der großen Abwehr: Torwart Bernard, Höttges, Lorenz, Piontek – das waren sie, die Anwärter auf den Titel. Nun, Bayern München, Dortmund, Bremen, ja vielleicht noch München 1860 haben theoretisch auch jetzt bei Halbzeit noch Titelchancen. Aber eine wirkliche Rolle vermochten sie bisher in diesem Bundesligajahr nicht zu spielen. Der 1. FC Köln war gar unter die Abstiegs kandidaten geraten und dachte nur noch daran, wenigstens den Klassenerhalt zu sichern. Eintracht Braunschweig, der 1. FC Kaiserslautern, Eintracht Frankfurt, zuletzt noch der Hamburger SV machten die Schlagzeilen. Lösen sie die „Großen“ ab? Stecken die Mannschaften, denen man so viel zutraute, in einer Krise? Oder ist einfach die Leistung der Mannschaften ausgeglichener geworden?

Wenn die Mannschaften aber ihrem Können nach „zusammenrückten“, dann stellt sich die Frage, ob die „Kleinen“ besser oder die „Großen“ schlechter geworden sind.

Fast möchte man annehmen, daß das Leistungsniveau schlechter wurde, weil die Spitzenmannschaften an Format eingebüßt haben. Die schwache Vorstellung, die München 1860 gegen Real Madrid gab; die Mühe, mit der sich Bayern München mit den Shamrock Rovers auseinandersetzte, deuten darauf hin.

Die Gründe für den Formrückgang gerade der führenden Mannschaften des Vorjahrs sind gar nicht so geheimnisvoll, wie sie zunächst anmuten. Hier zählt der deutsche Fußball den Preis für den Triumph von England. Nach dem großen Tag von Wembley mußte für die Spieler des Weltmeisterschaftsaufgebots ein Rückschlag kommen.

Dies um so mehr, als sie für die Ehre, im deutschen Aufgebot zu stehen, fast die ganze Spielpause, also ihren wohlverdienten Urlaub nach einer anstrengen-

den Saison, opfern mußten. Nach ihrer Heimkehr wurden sie herumgereicht, mußten gleich zu den ersten Freundschaftsspielen antreten. Und dann ging es schon hinein ins vierte Bundesligajahr. Abgekämpft, mit leerem Akku...

Aus welchen Mannschaften kamen die Spieler? In erster Linie von Dortmund und Köln, aus den beiden Münchener Klubs und von Bremen. Man muß schon ein Bündel geballte Kraft wie Uwe Seeler sein, um mit diesem Handicap fertigzuwerden. Die meisten jedenfalls steckten in einer Formkrise. Und ihre Mannschaften mit, denn wer könnte einen Leistungsabfall seiner Stars ohne Folgen überstehen?

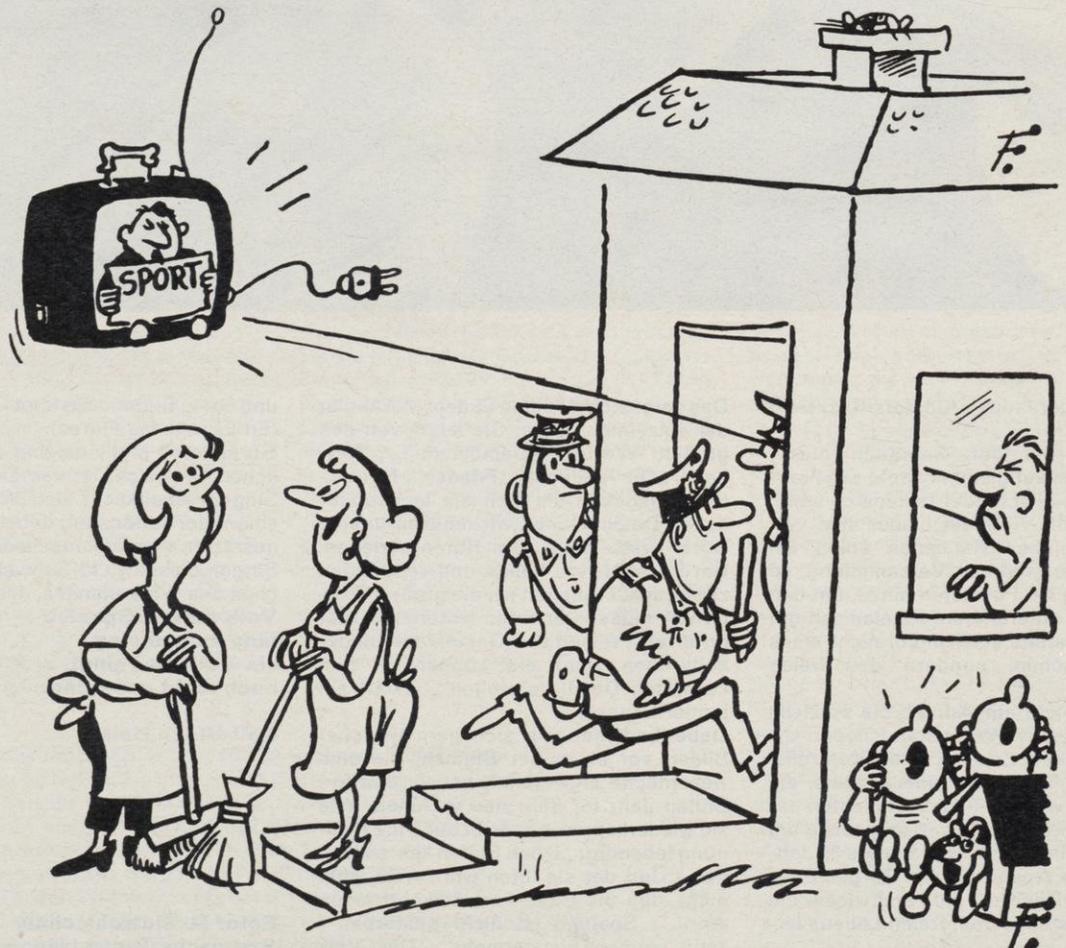
Die Spitzenmannschaften von gestern können darum schon bald wieder die großen Mannschaften von morgen sein. Diese laufende Saison wird aber spielerisch unter den Nachwehen von England leiden.

Das braucht der Spannung des Kampfes keinen Abbruch zu tun. In dieser Saison haben auch jene Mannschaften ihre Chance, die sonst im Schatten stehen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß diese oder jene Mannschaft damit endgültig den Schritt aus der Mittelmäßigkeit getan hat und in Zukunft zu den Großen zählt.

Willy B. Wange



Bei diesem Kopfballduell blieb der Mönchengladbacher Elfert (links) Sieger gegen Braunschweigs Nationalspieler Lothar Ulsaß.



„Sein Verein hat wieder verloren!“